

DIE FACKEL

Nr. 552

OKTOBER 1920

XXII. JAHR

Die Riesentanne

Gesprochen am 9. Oktober

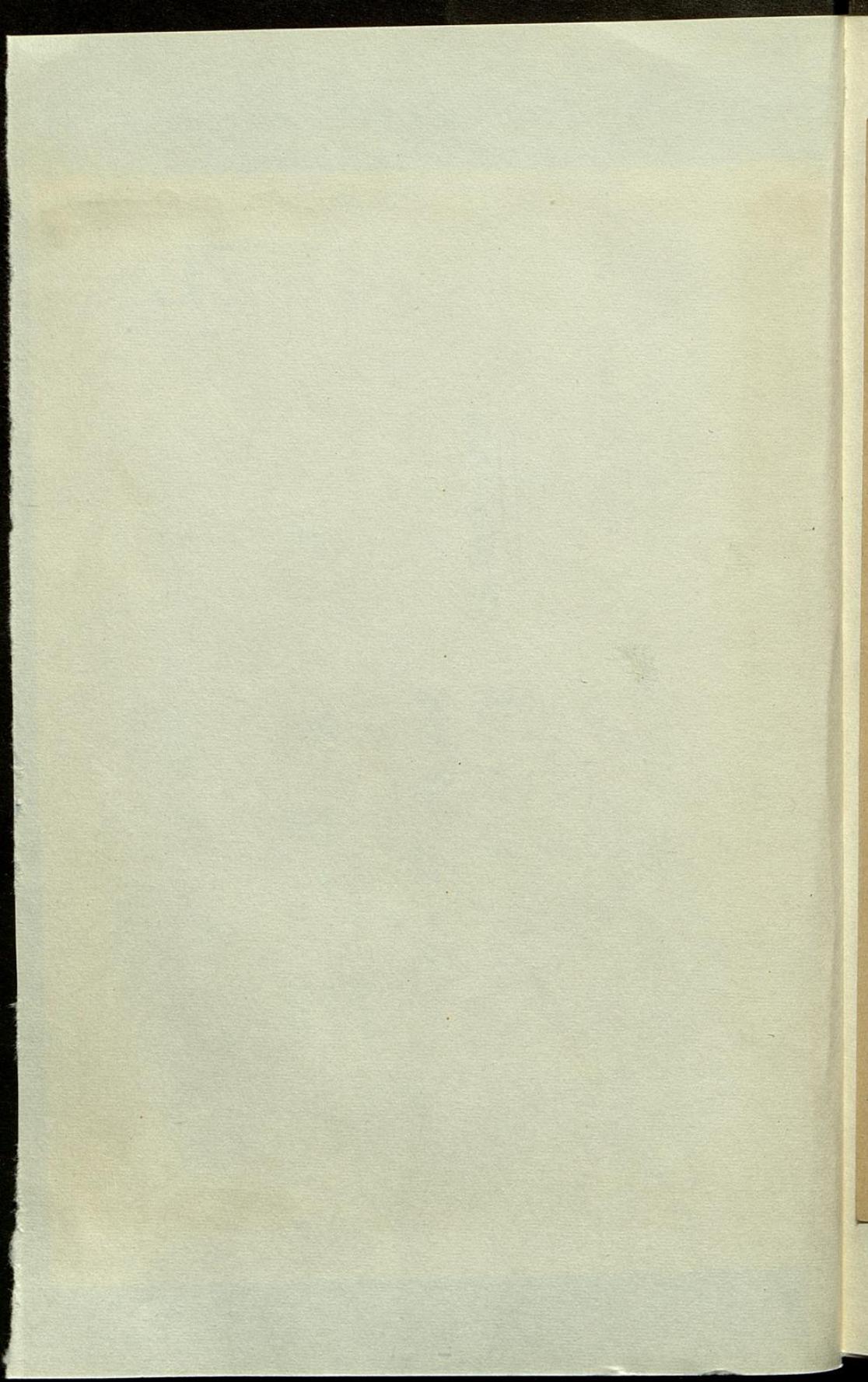
(Was eine Zeitung an Bäumen verschlingt.) »Was die Natur in 400 Jahren hat wachsen lassen, verbraucht eine Zeitung von 100.000 Exemplaren in acht Tagen.« Diese erstaunliche Berechnung wird in einem Beitrag des 'St. Hubertus' aufgestellt. Um einen Doppelzentner Papier herstellen zu können, braucht man ungefähr 62 1/2 Kilogramm Holzstoff. Aus einem Kubikmeter Holz werden 10 Doppelzentner Holzstoff gewonnen. Jede Zeitungsnummer, die in einer Auflage von 100.000 Exemplaren erscheint, kostet täglich das Holz, das in einem Jahre auf einem Hektar wächst. Eine der größten Tannen im Fichtelgebirge befindet sich in Warmensteinach; sie ist 30 Meter hoch und hat einen Umfang von 5 Meter. Um sie zu umschreiten, braucht man 36 Schritte, und in einer Höhe von 1 Meter hat sie einen Umfang von 4 1/2 Meter. Diese Riesentanne, die 400 Jahre alt ist, hat eine Stammholzmasse von 32 Kubikmeter, würde also 320 Doppelzentner Holzstoff liefern. Diese Menge verbraucht eine Zeitung von 100.000 Exemplaren in acht Tagen zur Fabrikation ihres Druckpapiers, und so verschlingt sie also in acht Tagen, was die Natur in 400 Jahren hervorgebracht hat.

Wenn man bedenkt, daß Goethe in der Andacht eines Wunders wie es jene Tanne ist, in der Nacht vom 6. September 1780 »Über allen Gipfeln ist Ruh« und daß die 'Reichspost' am Abend des 2. Oktober 1920 das Folgende geschrieben hat:

An alle Eck' und End'
 Redet man mit die Händ' —
 Nach östlichem Brauch.
 Das Deutsche längst schon verhalte.
 Warte nur, balde
 Mauschelst du auch!

dann möchte man nicht nur vor der Entscheidung, ob einem die Erhaltung der Tanne von Warmensteinach oder die Schöpfung von acht Tagen der Reichspost lieber ist, schwanken, sondern auch der Überzeugung Ausdruck geben, daß ein Heuschreckenschwarm von Handeljuden nicht mehr schuld sein

Kunze

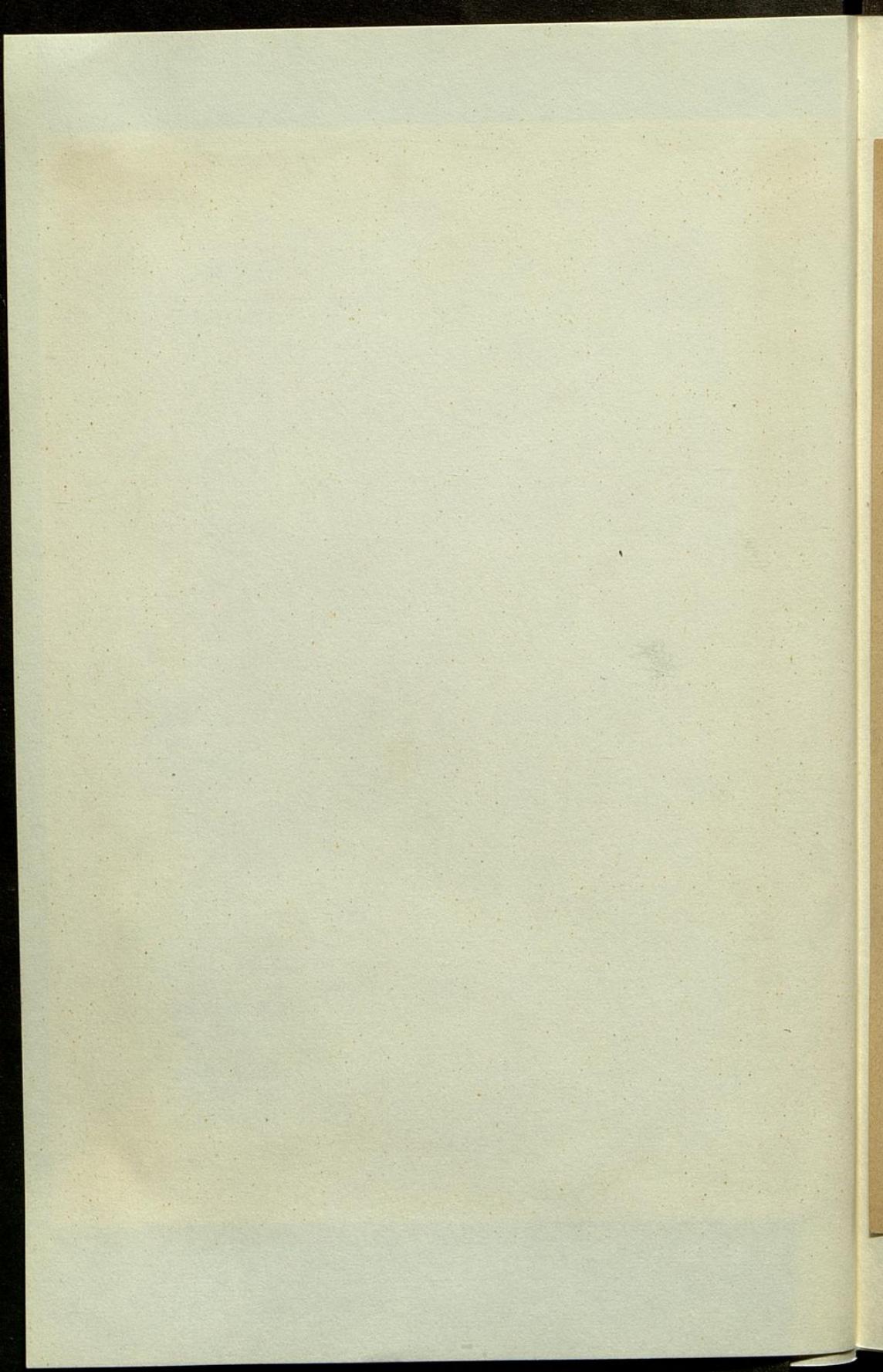


79

Christl. W. 4/1

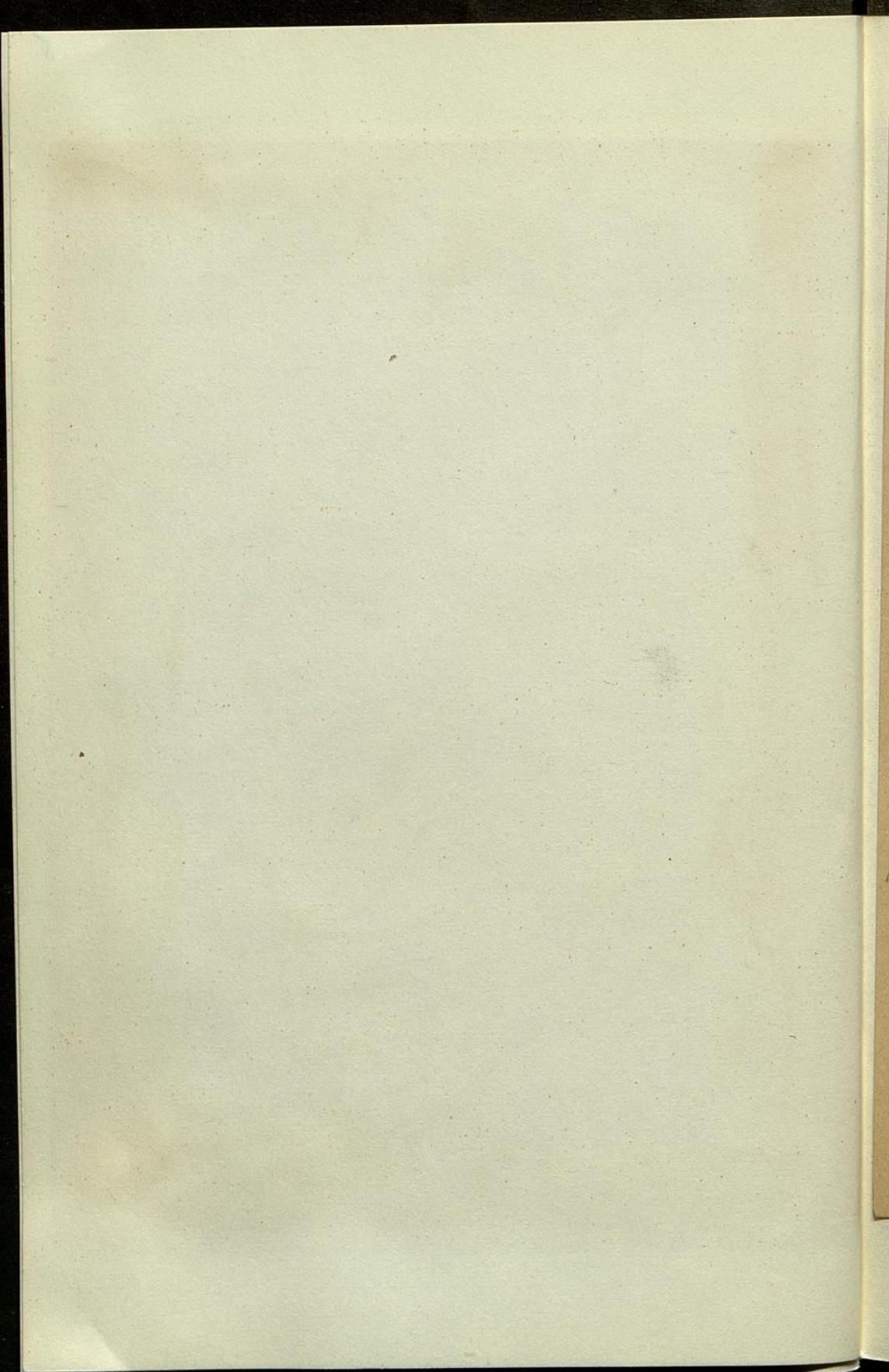
kann; daß das Deutsche längst schon verhallte, als ein einziger deutsch-christlicher Journalist, der vielleicht weiß, daß sein Humor Schweißfüße hat, aber nicht, daß man sie beim Betreten eines Heiligtums abzulegen hat. Ich war mein Lebtag in einem Satz ein besserer Antisemit als diese ganze gottverlassene Bande von Zeitungschristen, die die Judenpresse um das Talent der Korruption beneiden, in zwanzig Jahrgängen. Aber wer je gezweifelt hat, daß mein Haß gegen den jüdischen Journalismus nicht Raum für eine Verachtung des christlichen habe, der war entweder ein jüdischer oder ein antisemitischer Journalist. Seine Verächtlichkeit ist nicht allein in dem talentlosen Bestreben, die Schlechtigkeiten des jüdischen Journalismus zu erreichen, begründet, sondern auch in der grenzenlosen geistigen Armut einer polemischen Haltung, die mit jedem Versuch eines Gegenbeweises den Glücksfall der Korruption erhärtet. Die giftige Stupidität, die weder einen wahren noch einen deutschen Satz zuwegebringt, ist wohl ein vernichtenderes Dokument als alle jene zusammen, die zum Nachweis des christlichsozialen Verrats an der Republik produziert wurden, und der bloße Einwand, der den Beweis eines Betrugs, der uns allen an die Gurgel geht, durch den Vertrauensmißbrauch eines Gesandtschaftsbeamten zu entwerten sucht, gehört in die Reihe von Blödmachereien, für welche man die Lettern, die sich dem Unternehmen nicht geweigert haben, ohrfeigen möchte. Was wiegt aber alle politische Verderbnis gegen die geistige Unsauberkeit, die noch am gemeinsamen Pranger der Preßkorruption den spezifisch deutsch-arischen Humor nicht verliert und aus einem dieser Sprudelgeister, die »Spadifankerl« oder »Oha« heißen, Dialoge zwischen dem »Datteleben« und seinem »Moritzche« hervortönt oder das hinreißende Wort von den »Kohnnationalen«? Was bedeutet die Lüge jedes Atemzugs dieser Politik gegen den Kretinismus ihrer Argumente? Eines für alle:





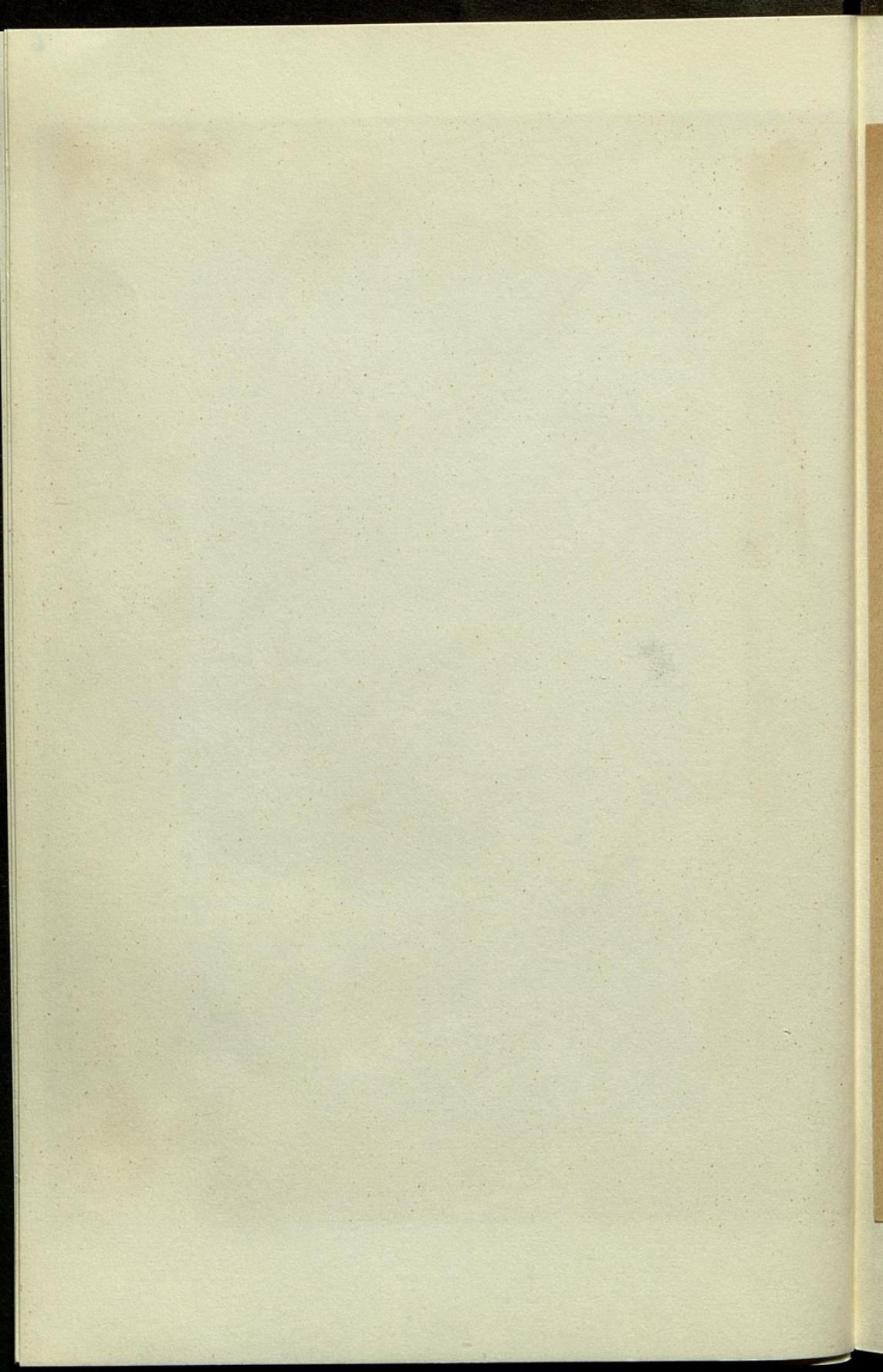
Die Wiener Hofhaltung der Bela Kun und Genossen verschlang österreichische Steuergelder in einer Höhe, neben der sich die vorrevolutionäre kaiserliche Zivilliste wie ein Zwerg ausnimmt.

Abgesehen davon, daß diese Zivilliste sich zu einer Militärliste und somit in jeder Hinsicht zu einer Verlustliste ausgewachsen hat und daß die Existenz der Bela Kuns eine ebenso hoffnungslose wie naturnotwendige Folgeerscheinung der Existenz von Habsburgern war, ist der Pfiffikus, der einem Abgeordneten eine Geldstrafe von 2000 Kronen vorwirft, die nach dem heutigen Geldwert 100.000 Kronen betrage, und sich gleichzeitig der Hoffnung hingibt, daß die Habsburger heute nicht teurer sein werden als vor ihrem Krieg, schon seine ungarische Million wert. Aber er leugnet ja die Schuld der Habsburger an dem valutarischen Zusammenbruch und ist überzeugt, daß man der Schmach nur die Krone aufzusetzen brauchte, um diese in die Höhe zu bringen. Er läßt darum gleich daneben jenen talentlosesten Zeichner der Welt, der die letzten Züge Österreichs noch entstellt hat, als wären es nicht ohnedies schon Furchen gewesen, die ein Schönpflug zog, eine Szene abbilden, wie ein Weib aus dem Volke, auf eine Gruppe von Pazifisten weisend, einem Invaliden zuruft: »Siehst, Franzl, denen da verdanken wir unser Unglück, den verlorenen Krieg und den Elendsfrieden!« Daß der Invalide seine geraden Gliedmaßen behalten hätte, wenn die Monarchie, was Gott verhütet hat, heil aus dem von ihr gelegten Weltbrand hervorgegangen wäre, wird nicht geradezu bewiesen, aber immerhin plausibel gemacht. Trotzdem steht es fest wie eine Riesentanne, solange sie nicht der Kulturschinder holt: daß nicht so sehr jene an einem verlorenen Krieg schuld sind, die ihn beenden wollten, da er nicht mehr zu gewinnen war, als jene, die ihn geführt, die ihn begonnen und die ihn begehrt haben. Und so wahr eine Tanne für die Kultur mehr bedeutet als eine Auflage der Reichspost, die ihr aus dem



— 4! —

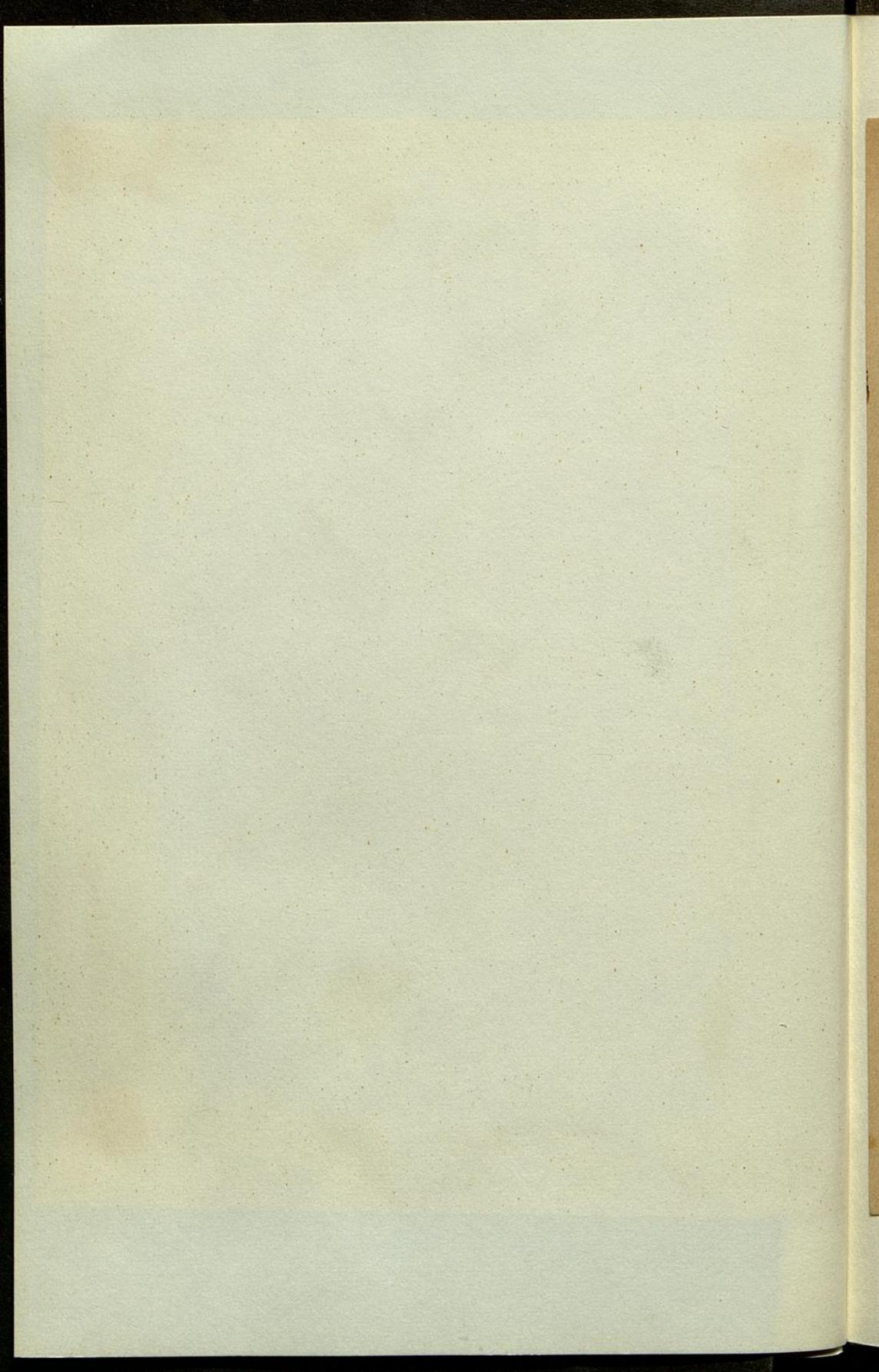
Herzen geschnitten ist, sage ich: Heinrich Lammasch,
 der Christ, der geschmäht und verlassen von den
 Gelbkreuzchristen starb, hat, als er von St. Germain
 keinen Menschheitsfrieden, nur den Fluch heim-
 brachte, der Konnationale der Reichspost zu sein,
 mir auf meine Bemerkung: der schmachvollste
 Frieden könnte uns so tief nicht demütigen wie
 der Verzicht des Feinds auf die Auslieferung der
 Kriegsjournalisten und wir müßten selbst gegen
 seinen Willen darauf bestehen, daß der Benedikt
 vor einen internationalen Gerichtshof gestellt werde
 — mit der ganzen Leidenschaft seines gebrochenen,
 aber wie eh und je menschheitsfreundlichen und
 kriegsfeindlichen Herzens geantwortet: Aber der
 Funder auch! — Und wenn wir so erfahren, wie
 diese Zeit die Menschen verschlingt und eine Zeitung
 die Bäume, ihre Hülle in acht Tagen, was die Natur
 in vierhundert Jahren, ihre Hülle an einem, was sie
 seit Ewigkeit hervorgebracht hat; und wenn wir nicht
 mehr unterscheiden können, ob was da kreischt die
 jüdische oder die christliche Axt ist; und wenn wir
 schauernd den Tag erwarten, wo wir den Wald
 vor lauter Blättern nicht mehr sehen werden — dann
 mögen wir uns fragen, ob wir uns den Schlaf dieser
 letzten Nacht nicht aus den Augen reiben wollen
 und mit einem Aufblick zur Natur uns vergewissern,
 wer wir einst waren, eh uns der Teufel holte, mit
 dem Angstruf: Rettet die Riesentanne! aus dem
 Zeitungskäfig ausbrechen, losreißen uns von aller
 Pest und Politik und dann, solange die Welt noch
 brennt, die Presse, an der er entzündet ward, hinein
 in den Weltbrand!



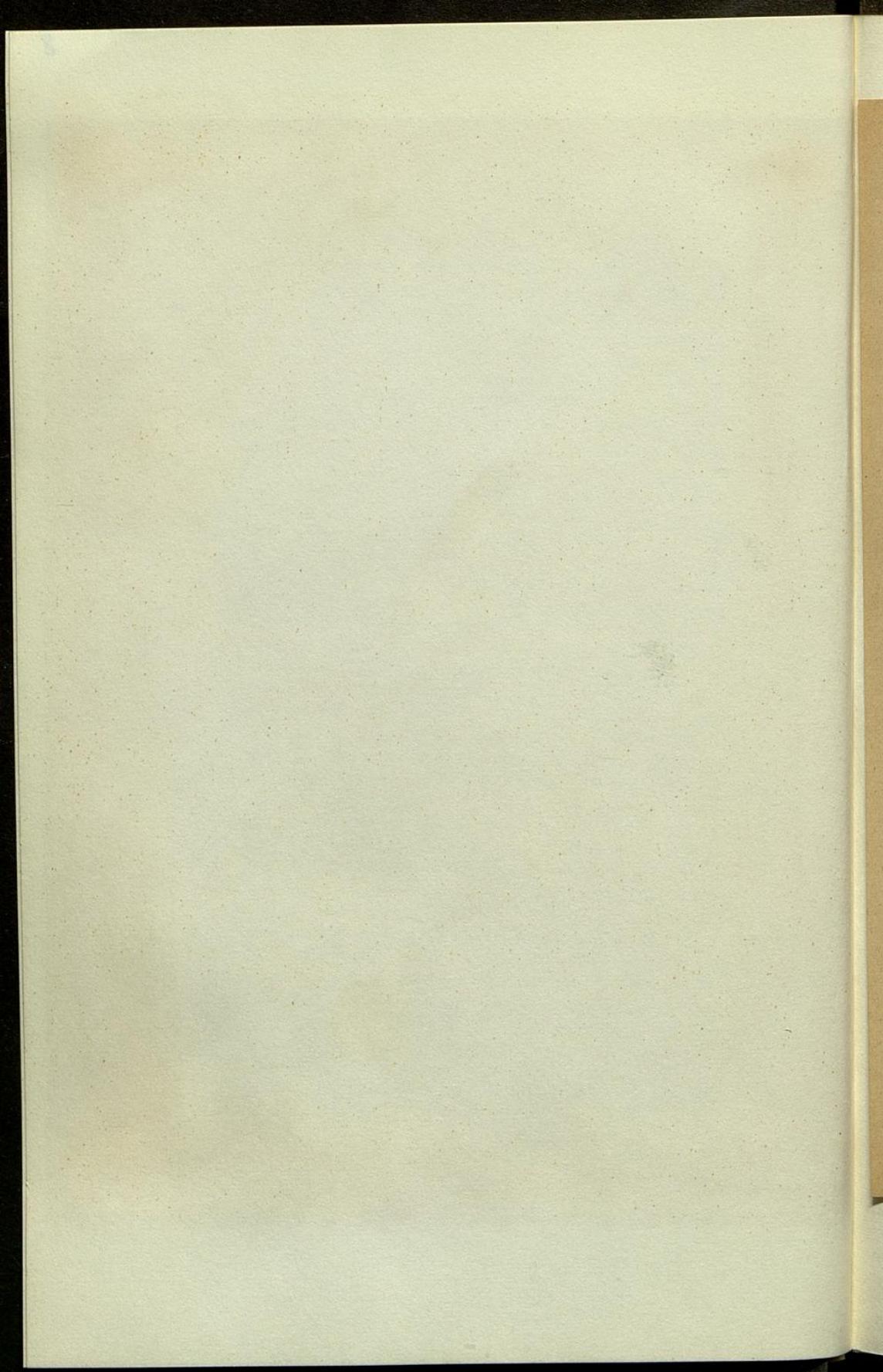
Die Gefährten

Gesprochen am 9. Oktober

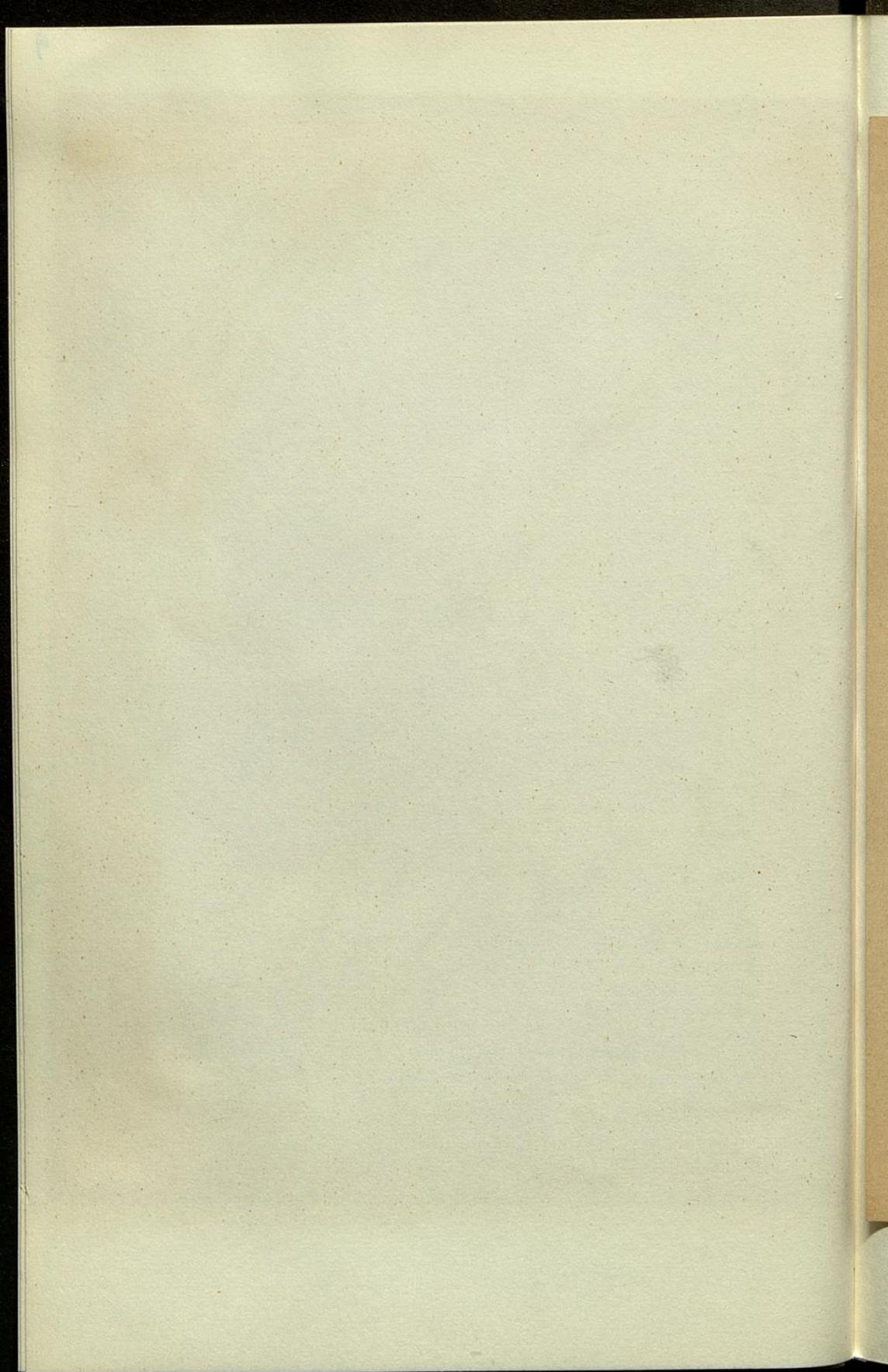
Da ist mir im Juli-Heft der Fackel etwas Unangenehmes passiert, indem ich nämlich, die weil ich einem andern eine Grube grub, selbst hineinfiel. Ja, dieses bekannte Experiment hat sich in einer so beispielmäßigen Weise an mir vollzogen, daß das Sprichwort geradezu von meinem Abenteuer abgeleitet scheint, das denn auch ganz gewiß in einer künftigen Fibel für Literaturbuben die zugehörige Illustration bilden wird. Daß daneben auch noch Hochmut vor dem Falle gekommen ist, versteht sich mehr minder von selbst und man wird schon sehen, wie kleinlaut ich geworden bin, nachdem der Bogen, der allzu straff gespannt war, zersprungen ist. Ich bin noch ganz verwirrt von den Ereignissen, die sich überstürzt haben, von der Enttüllung meiner Tat wie von jener Spannung, die einer Erleichterung drückenden Schuldbewußtseins weicht und fast einem Dankgefühl an die Nemesis, die mit der Sühne doch zugleich die Ordnung einer ethisch gerichteten Natur herstellt. Was ich getan habe, ist nur aus jener durch den Beifall meiner Anhänger genährten Eitelkeit zu erklären, die die Zügel verloren und gewöhnt hat, sich vor einer literarischen Generation, die noch ein sittliches Gewissen hat, rein schon alles erlauben zu dürfen. Da war ich denn so unvorsichtig, einem jungen Mann, der, wie sich jetzt herausstellt, in durchaus selbstloser Weise der Verbreitung Jean Pauls dienen wollte, indem er für dessen Namen seinen eigenen über eine Arbeit Jean Pauls setzte, einen Vorwurf daraus zu machen, in völliger Unkenntnis seiner lauterer Absichten und auf den bloßen Augenschein hin, weil ich eben ein Werk Jean Pauls unter einem anderen Pseudonym gedruckt fand — und in demselben Heft, in dem ich den Fall erörterte und mich unterfing, ihn zum Maß der moralischen Verwahrlosung unseres Geisteslebens zu machen, bitte in demselben Heft = wenn es nicht wahr wäre, man würde es nicht für möglich halten — passiert es mir, daß ich unter dem Titel »Apokalypse« Verse zusammenstelle, von denen kaum mehr als höchstens 14 ganz von mir sind, während also die überwiegende Mehrzahl



aus einem Wortmaterial hergestellt ist, das sich in der gleichfalls unter dem Namen Apokalypse bekannten Offenbarung Johannis unschwer nachweisen läßt und denn auch tatsächlich nachgewiesen wurde. Und zwar unwiderlegbar und an Hand einer tabellarischen Gegenüberstellung, ganz in der Art wie ich es soeben mit dem wohlgemeinten Versuch eines Jean Paul-Forschers unternommen hatte, der doch nichts getan hat als mit dem jedem Wiener Leser geläufigen Jean Paul die Unbildung einer Wiener Zeitschrift auf die Probe zu stellen. Dagegen ist es nunmehr festgestellt, daß ich, der ich doch nicht meine eigene Zeitschrift zu dupieren vorhatte, mit dem besten Erfolg auf die Bibelunkenntnis der Wiener Intellektuellen spekuliert habe, und diese sind nunmehr entschädigt durch eine literarische Sensation, die sich in umso raffinierterer Weise gegen mich kehrt, als sie schon durch die räumliche Nachbarschaft meines eigenen verunglückten Enthüllungsversuchs es ermöglicht hat, mit jedem Wort, das ich zum Nachweis des angeblichen Jean Paul-Plagiats in die Luft sprach, mich selbst ins Mark zu treffen. Der Nachweis ist so verblüffend, daß der jetzt aufgeklärte Leser schon die Unbefangenheit erstaunlich genug finden muß, mit der ich nicht nur den Wortbestand der Bibel, sondern auch ohne die geringste Bemühung um einen neuen Tonfall den biblischen übernommen habe, in der Hoffnung, man werde es nicht bemerken. War es mir aber schon zuzutrauen, daß ich ohne Quellenangabe — während ich in der »Chinesischen Mauer« mich wenigstens noch der ehrlichen Anführungszeichen zum Zitieren bediente — in einem Gedicht von mir Wort und Ton des neuen Testaments verwenden und damit den Versuch machen werde, die Kenner des alten zu täuschen, so ist es doch schier unbegreiflich, daß ich die Tat nicht wenigstens von dem Unterfangen, einen andern des Diebstahls zu beschuldigen, vorsichtig zu separieren bestrebt war, und es gibt eben, wenn ich nicht zugeben will, daß ich vor einem Rätsel stehe, dafür höchstens die eine Erklärung, daß ich gerade durch die an die Leser gerichtete Aufforderung »Haltet den Dieb!« mir eine Deckung für die eigene Tat erhofft hatte. Der Mann nun, der sich unter dem unerträglichen Drucke meiner Wortmacht, gegen die er das beleidigte Recht schützen wollte, nicht nur verpflichtet gefühlt hat, einem jungen



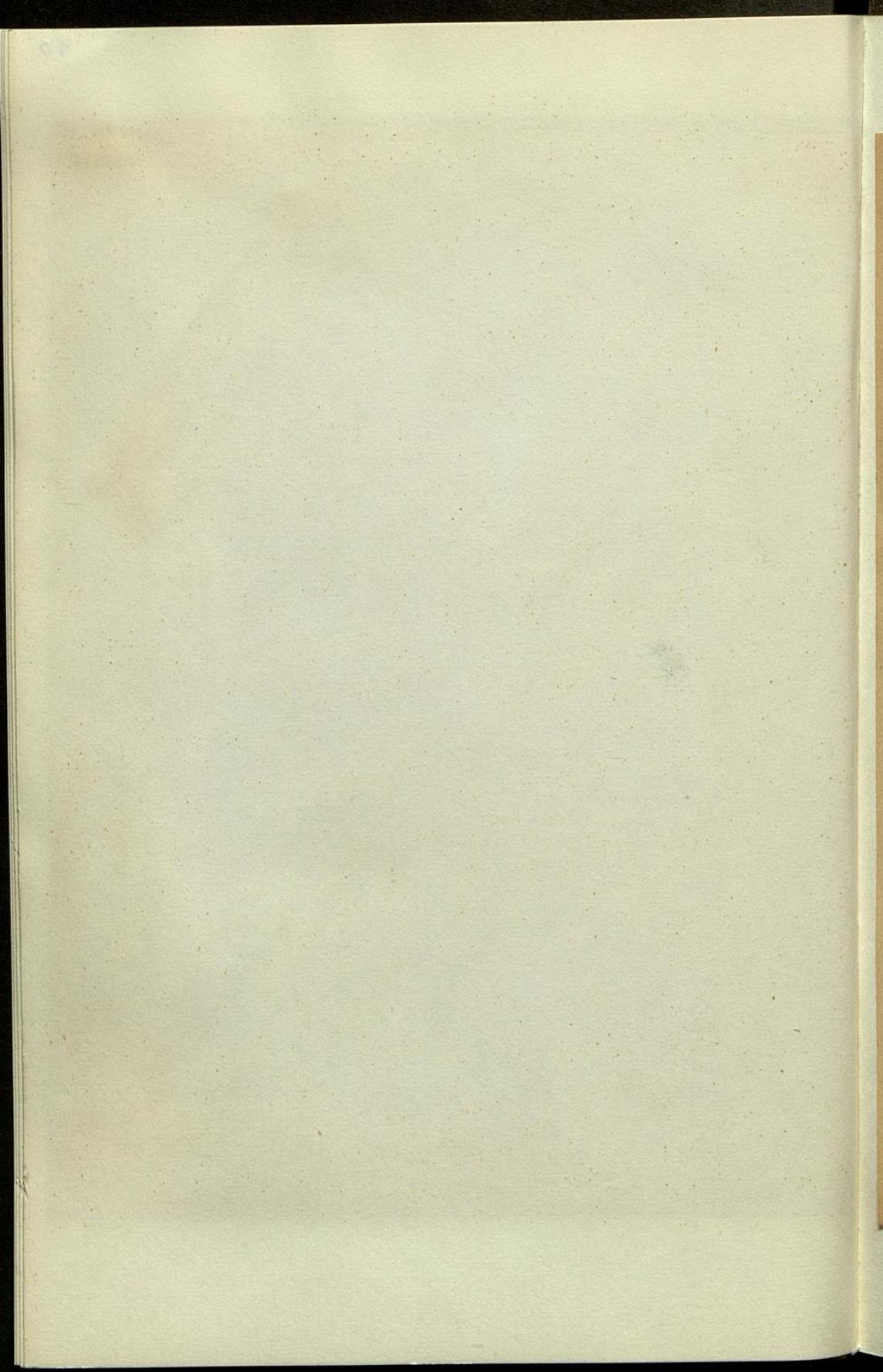
aufstrebenden Literaturdieb schützend beizustehn, sondern dem auch das Verdienst zuzuschreiben ist, einen Pharisäer entlarvt zu haben, der sich als Schriftgelehrten aufspielen wollte, der Mann, der mir dahinter gekommen ist, heißt Albert Ehrenstein, ein überaus witziger Kopf, der, wiewohl er seit Jahren meine Sprachschule schwänzen mußte, dennoch vom Mysterium der Wortes hingerissen ist und nicht umhin kann, sich bei Erwähnung des Verlags Strache momentan allerlei einfallen zu lassen, zum Beispiel ein »Strachom«, einen »Strachinogenuß«, einen »heiligen Strachomius«, ein »herostrachisches Mittel«, und der ehrlich bekennt, »die Witzgreisler zu hassen«, aber anderseits doch wieder sich hinreißen läßt und mich — buchstäblich — »krausam« und einen »Scharlachten« nennt, den »apostolischen Denunzius« oder einen »d'Ennunzio«, einen »Plagiarier«, einen »Hagiografen« (mit f), den Johannes ein »Podromedar«, die Fackel eine »Apokalypso« der Neuen Freien Presse, einen Berg »Rosinai«, eine Stadt »korrupzionistisch« (mit z) und was dergleichen Unappetitlichkeiten mehr sind, vor denen es selbst den Herrn Ehrenstein graust, so daß ihm nichts anderes übrig bleibt als zu behaupten, er hätte sich meiner polemischen Technik als eines abschreckenden Beispiels bedienen wollen. Nun möchte ich ja nicht leugnen, daß mein Stil, der sich selbst nur gefällt, während ich ihn schreibe, in den Händen seiner zahllosen Nachahmer und jener Imbezillen, die mir ihn heute in Liebesbriefen und morgen in Haßbroschüren nachwerfen, eines der grauslichsten Instrumente ist, deren man im jetzigen Geistesleben habhaft werden kann, und niemand beklagt mehr als ich selbst, daß er kein abschreckendes, sondern ein anziehendes Beispiel abgibt. Niemand weiß besser als ich, daß mein Einfluß nur auf jene Art Jugend ein gesunder ist, die schweigen kann, während er unter jener, die schreiben muß, die verheerendsten und abscheulichsten Wirkungen verübt, da diese eben mein Schweigen, in dem sich meine stärkere Autorität ausspricht als in meiner Rede, nicht aushalten kann, sondern rebellisch wird. Aber so oft ich auch das Schauspiel erlebt habe, daß Mißgeborne, denen zur Sprache zu verhelfen ich von einem Fluch bestimmt worden bin und durch deren Ekstasen wie Invektiven hindurchzugehen mein Los ist, sich mit dem Alphabet, das ich sie



— 8 —

gelehrt, an mir gerächt haben — das eine muß ich denn doch zur Ehre meines Stils sagen, daß die Witze des Herrn Albert Ehrenstein nicht von mir gestohlen sind, sondern im Gegensatz zu meiner Apokalypse, die tatsächlich von Johannes ist, sein Originalwerk. Da es aber wirklich geschehen kann, daß solcher Unflat, seiner selbst und aller Zeitnot spottend, in Druck und Papier umgesetzt wird; da es ein buchhändlerisches System gibt, das dem Bestreben, aus der Minderwertigkeit ein Geschäft zu machen, Vorschub leistet; da es wirklich so ehrvergessene Leser der Fackel gibt, die alles was deren Geist verleugnet, aber sich an den Namen ihres Herausgebers hängt, zusammenkaufen: so ist es leider Gottes auch immer von neuem nötig, eine Distanz wiederherzustellen, über die sich hausiererhafte Zudringlichkeit in der Literatur weit ungenierter als auf andern Gebieten des täglichen Bedarfs hinwegsetzt. Und so muß denn gesagt werden, ein rotes Umschlagblatt und Plakate, die da — namentlich in den fackelfreien Wiener Buchhandlungen, die es um keinen Preis sein wollen — unter der Aufschrift »Die Gefährten« die Namen Albert Ehrenstein und Karl Kraus in suggestiver Verbindung anbieten, sind eine Irreführung. Ich bin nicht der Gefährte des Herrn Albert Ehrenstein und eben weil ich es nicht bin, sind illae lacrimae, diese Kalauer entstanden, und die Verteidigung eines Diebstahls, die noch weit mehr für die Verlotterung der geistigen Ehre beweist als die Tat. Fern sei es von mir, eine Literatur, die nicht einmal die Kraft zur direkten Lüge hat, sondern anspielerisch jene ekelhafte Eingeweihtheit in die Affären des nächsten Kaffeehaustisches beim Leser voraussetzt, mit dem Ax|hieb tatsächlicher Feststellungen erledigen zu wollen und als ein geistiges Milieu von tinterlhafter Esoterik eben den Umgang zu enthüllen, den ich nicht pflege, sondern davon nehme. Aber zu sagen ist, daß ich in einer Zeit, in der ich noch verurteilt war, literarische Charaktere und was immer sich daraus entwickeln möge, auszubrüten, auch Herrn Albert Ehrenstein, der mir dahinter gekommen ist, die denkbar ausgiebigste Förderung habe angeeignet lassen. Selbstlos hatte ich mich durch Jahre hingegeben, Abend für Abend, aller schon mitgebrachten Ermüdung zum Trotz, stumm gezückte Manuskripte

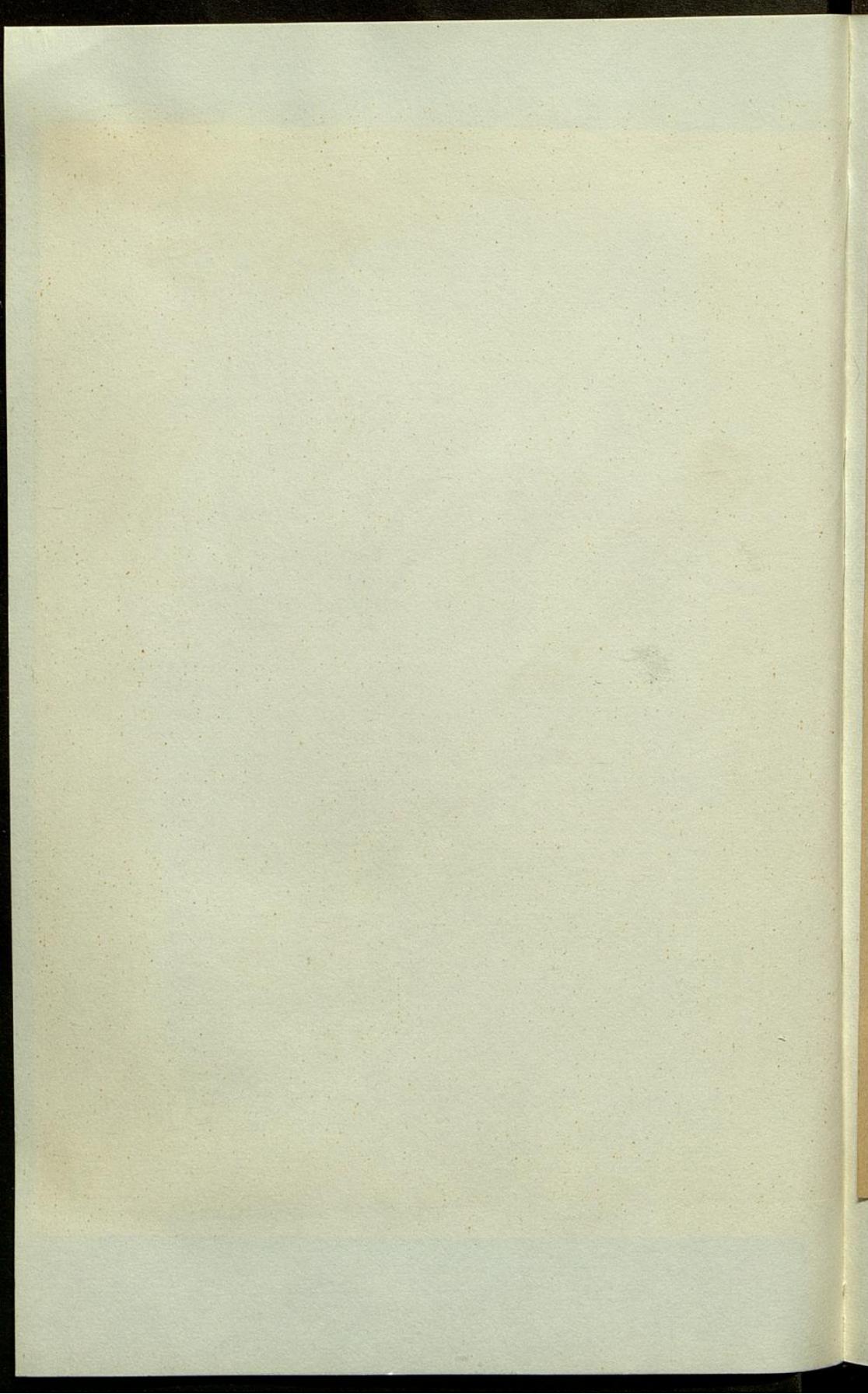
1 t



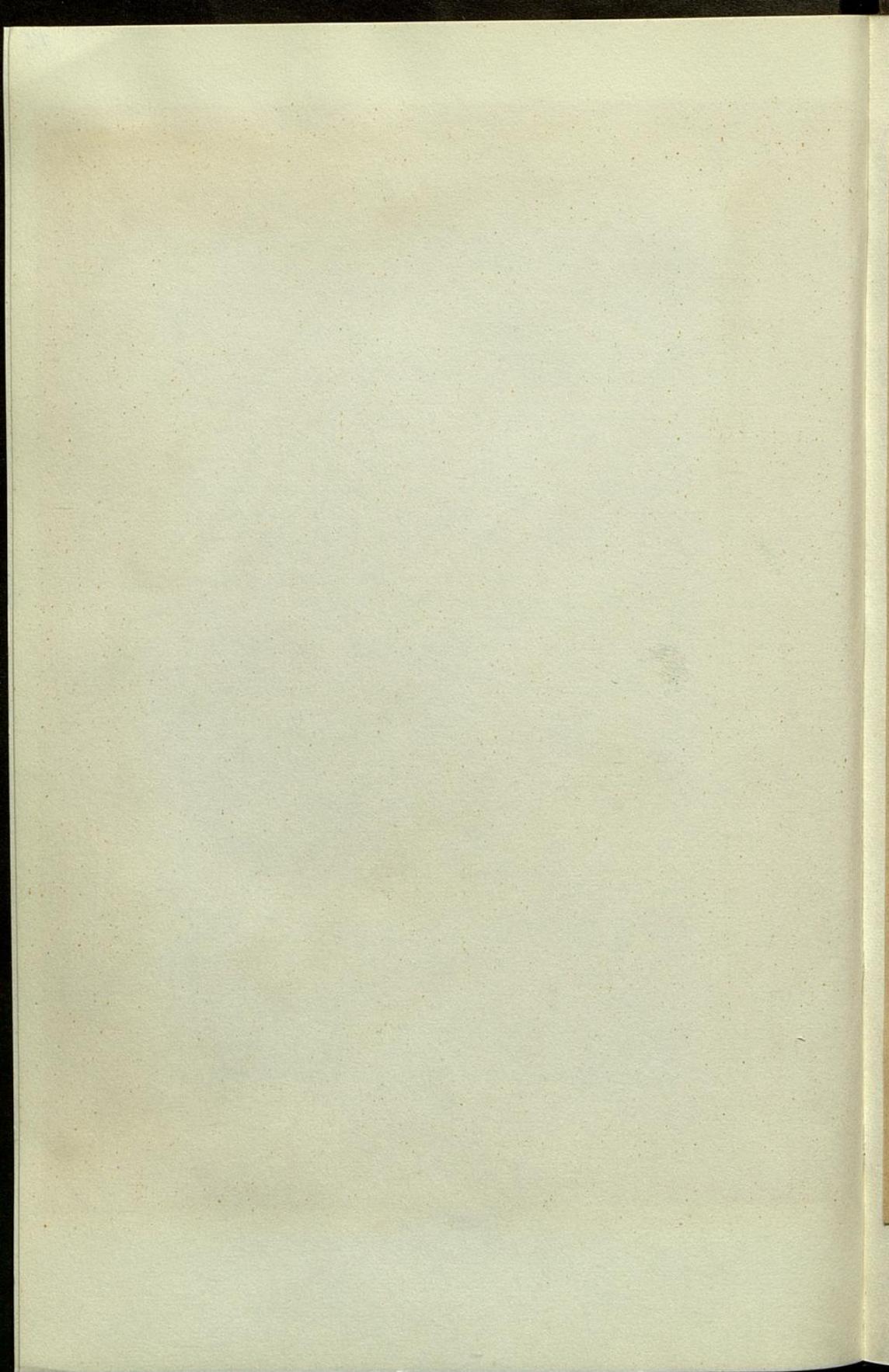
guttum übernommen und durchfrisirt, wiewohl ich wußte, daß ich dem Autor mit dem Dreck auch einen Teil seiner Eigenart nahm. Freigeworden, mußte sie sich rächen. Man kann mir das Grauen nachfühlen, daß ich mein ganzes Leben hätte gezwungen sein sollen, Ehrenstein zu redigieren. Trotzdem möchte ich noch heute, wiewohl er von meiner Anerkennung in jeder Hinsicht den übelsten Gebrauch gemacht hat, nicht leugnen, daß er im finstersten Ghetto des Geisteslebens eine schärfer umrissene Figur bildet als manche Sonnenmorize, die von der Natur des Dranges überhoben sind, ihrem Schicksal Steine nachzuwerfen und infolgedessen als Journalisten eher Verwendung finden können als Herr Albert Ehrenstein. Dazu verdammt, ein Genie zu bleiben, ohne es zu sein, hatte er seine Berufung mit einer kleinen Prosaarbeit verausgabt, über die hinaus es ihm immer wieder nur gelingen könnte, die von jeder Produzierkraft entblößte Persönlichkeit des Tubutsch zu produzieren. Was das für Leben und Umgang bedeutet, kann der Kenner dieser Gestalt ermessen, deren Anlagen man doch nur dann dem Schutze des Publikums empfehlen kann, wenn sie künstlerisch bewältigt sind, und an deren bis auf Widerruf freiwillig eröffnetem Abgrund man lieber vorbeigeht. So auch ich. Den Typus, der mit dem Rücken zur Tür das Zimmer verläßt, konnte ich, einmal für allemal gestaltet, wie jeden andern als literaturfähig gelten lassen, aber ihm in seinem persönlichen Gehaben nicht die Fähigkeit zu Literatur und Verkehr zu erkennen, und er rechtfertigt nun das Mißbehagen, indem er es mit jener polemischen Haltung quittiert, die sich bei jedem Schlag gleich die Wange zuhält und Witze austeilt, nach deren Empfang man sich zwar nicht verbinden, wohl aber kratzen muß. Sie entspringen einem gordischen Weichselzopfe des Denkens, den es ein Leichtes wäre mit einem Abfahren! oder Nichts zu handeln! zu durchhauen. Aber der Leser ist leider durch den Tonfall eines Geschreis so leicht verführt und durch eine mitofferierte Beilage so leicht verblendet, daß es schon nötig ist, die willige Kundschaft, die nur mit ihrem Geld und guten Glauben und nicht wie der Betroffene auch mit ihrer Person herhalten muß, auf den Schwindel aufmerksam zu machen. Denn es gibt keinen Schwindel, der heute seine Wirkung

f t₂

le



verfehlte, selbst wenn er der namenlosen Dummheit entstammt, eben das zu enthüllen, was zutage liegt, und ein Plagiat anzuklagen, dessen Wesen und Wert darin besteht, eines zu sein. Herr Ehrenstein zerreißt sich in Stcke, weil ich dadurch, daß ich die aus einer politischen Welt geschöpfte Vision vom Untergang an einer neuen Zeitwende erstehen ließ, »das erlauchte Wort der heiligen Schrift geschändet und verstümmelt habe«, und er will »das von einem Politiker eingejochte Flgelpferd des unsterblichen Propheten« um jeden Preis befreien. Aber indem er nebst Kulka Johannes und Luther gegen mich schtzt, wobei man schwanken mag, ob ihm der heilige Geist oder die Reliquie stagelgrner aufliegt, läßt er sich zu Taten hinreißen, die die Überprüfung seiner geistigen, aber auch seiner sittlichen Befugnis bedenklich nahelegen könnten. Denn wenn wir schon darüber rechten wollen, ob ich mit einer Silbe dem Heiligtum nahegetreten bin oder durch das Zitat einer politischen Prophetie, das als Motiv der Fackel deren Lesern so bekannt ist wie diese selbst, die von Herrn Ehrenstein behütete »Urmacht des heiligen Hauches utilitaristisch Zeittendenzen nutzbar gemacht habe«, und wenn schon ein »Donnerwort des Johannes« mich nicht gehemmt hat, so weiß ich nicht, ob just den Blitzen des Herrn Ehrenstein überzeugende Kraft beizumessen sein wird. Es wird Herrn Ehrenstein, der schon das Nachsprechen des heiligen Worts als Sakrileg empfindet und der zu einem Schutz des Bibelgutes gegen meinen Zugriff vielleicht gegenüber meinem »Gebet an die Sonne von Gibeon« berufen gewesen wäre, schwerlich gelingen, seine Mission zugunsten des neuen Testaments zu beglaubigen. Zumal wenn er an einen Exegeten geraten sollte, der sich der Ehrenstein-Worte erinnert, worin »eine ungemein starke Abneigung gegen Jesus Christus« einbekannt wird, für den »eine unverdient kräftige Reklame getrieben« werde, was allerdings vom Standpunkt eines rezensionsgerigen Literaten höchst beklagenswert ist. Aber ein Bekenntnis von einer untermenschlichen Ehrfurchtlosigkeit, wie sie vielleicht noch nie auf Papier exhibitioniert wurde, so daß es vollständig zu zitieren gar nicht möglich ist, wäre ein Einzelfall und noch kein Zeitdokument, wenn der Bekenner nicht identisch mit jenem Eiferer wäre, der sich vor meiner frivolen Schändung



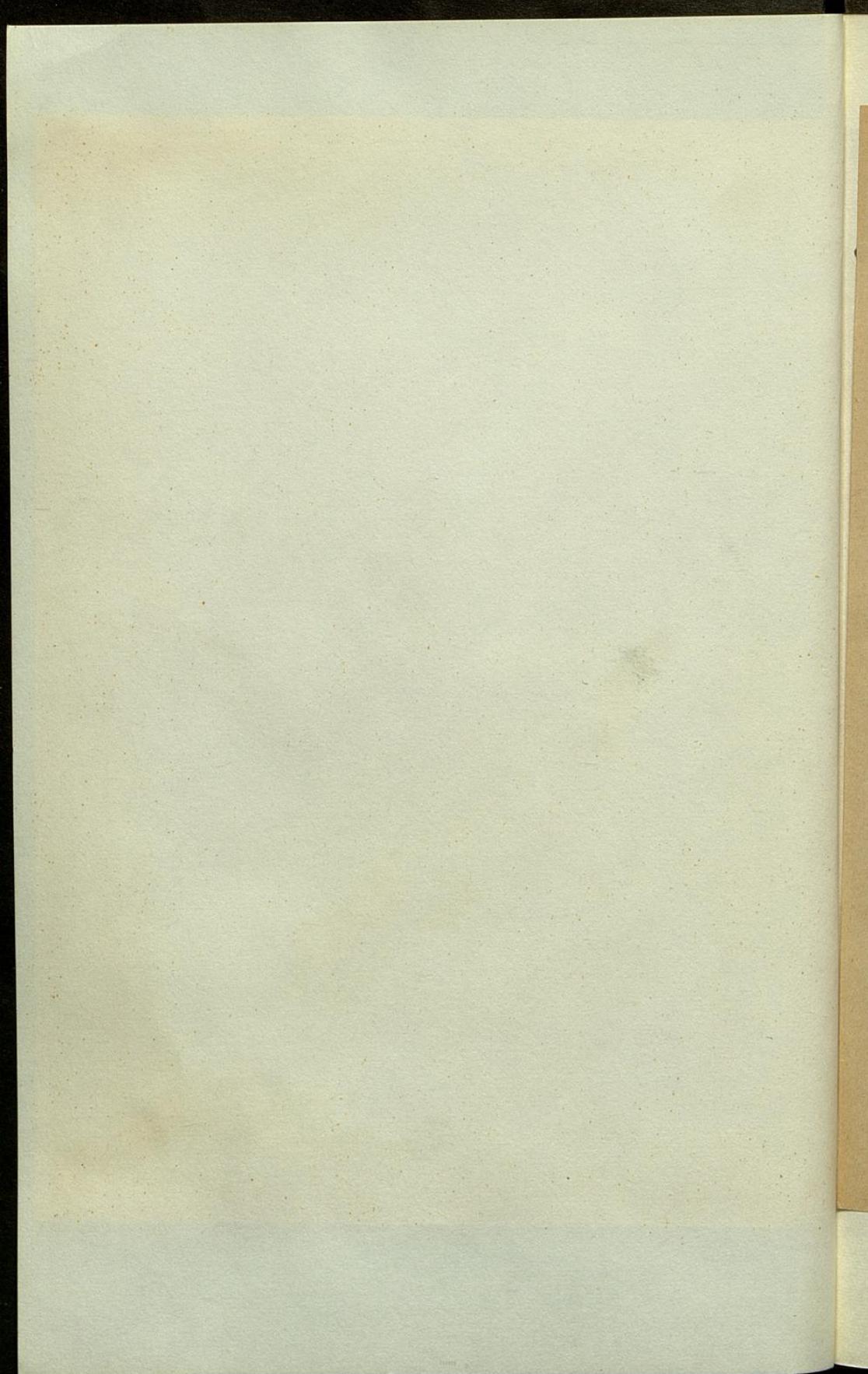
der heiligen Schrift bekreuzigt, mit jenem Gütigen, der mir, ausgerechnet, zu Demut und Nächstenliebe zuredet. Aber ist denn nicht auch der Scherzbold, der mich einen »alten Klassikaner« nennt, identisch mit jenem Ehrfürchtigen, der auf einem Widmungsblatt »dem Menschen und Herausgeber der Fackel dankt, Karl Kraus, den Klassiker, in tiefster Verehrung grüßt, so gut er konnte«? Er konnte gut. Er ist mir jetzt dahinter gekommen, aber er hat es immer gut können. Heute erkennt Herr Ehrenstein noch an, daß ich, seitdem er meinem Lebenskreise entrückt ist, als Stilist durch Fleiß Fortschrille gemacht habe, wiewohl ich doch nicht mehr Gelegenheit hatte, meine Stilkunst an seinen Manuskripten zu üben; er möchte aber meinen Charakter vollkommener, reiner. Über Charakterfragen bin ich sehr gerne bereit mich mit ihm auseinanderzusetzen. Für Sprachprobleme lehne ich seine Kompetenz ab. Daß die hundert Verse der »Apokalypse«, auch wenn nicht ein Wort darin von mir wäre, dennoch von mir wären, darüber werde ich ihn vergebens belehren, so wenig wie ich ihm begreiflich machen würde, daß ein Gedicht, das ein Expressionist schreibt, auch wenn jedes Wort von ihm ist, doch nicht von ihm ist. Ich behaupte sogar, daß sich zwar der Polemik, die Herr Ehrenstein gegen mich unternommen hat, ein Saphir schämen würde, weil sie eben in der Hauptsache von Ehrenstein ist, daß aber ihre letzten zwei Absätze, in denen doch auch jedes Wort von Ehrenstein ist, von Jean Paul sind, von eben jenem Jean Paul, den sein Gefährte bestohlen hat, und er täte nun gut, meinen Satz von den »Literaten, denen etwas angefliegen kommt, und von dem ehrlichen Plagiator, der mir lieber ist«, daraufhin noch einmal zu lesen, um zu verstehen, wie er richtig anzuwenden wäre. Er hat sich die Mühe genommen, sämtliche Worte aus der Luther-Übersetzung herauszuschreiben, aus denen mein Versstück »Apokalypse« besteht, er tadelt jene Wendungen, in denen ich von Luther abweiche, denn er hat nicht gewußt, daß sie nicht von mir, sondern — wie jene verhöhnnte Stelle von den 200 Millionen, die nüchterner als bei Luther, aber wegen der Kongruenz mit einer vorgestellten Chinesenmacht bevorzugt — aus der Übersetzung des van Ess sind. Er hat sich dieser ganzen kritischen Arbeit unterzogen und war auch nicht

+

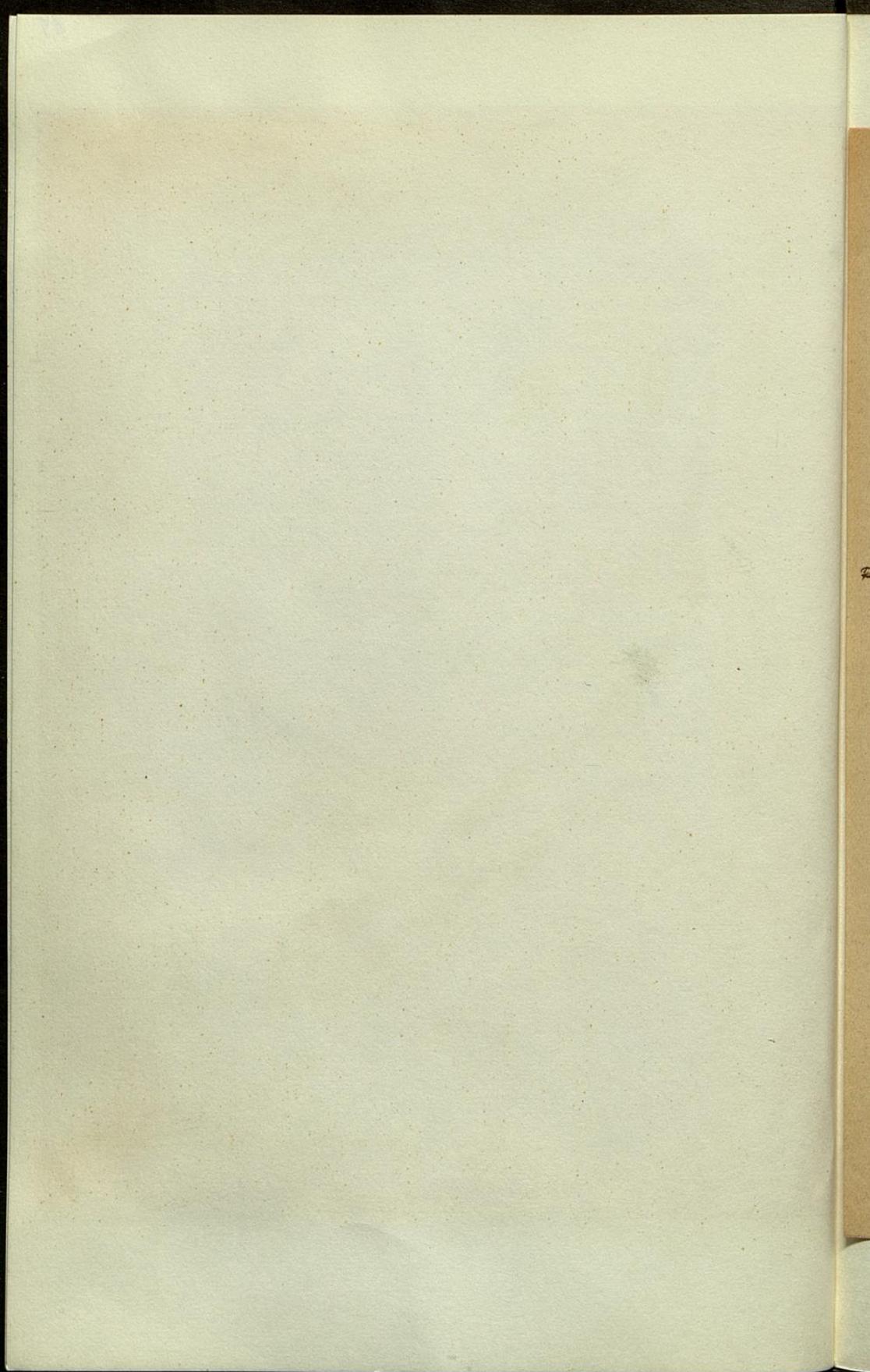
h/s

h/s +

einen Augenblick von der Ahnung beschlichen, daß es eben jene Arbeit, nein, nur ein Teil jener Arbeit war, auf die ich stolz bin und die ich am liebsten selbst neben dem Gedicht publiziert hätte, um dem Leser zu zeigen, daß zwischen den Worten Johannis, deren verkündete Unantastbarkeit Herr Ehrenstein als eine künstlerische mißversteht, und meiner Leistung ein Sprachraum durchmessen ist, in dem rund hundert Gedichte von Ehrenstein Platz haben, und zwischen dem politischen Erlebnis jener Prophetie und dem ihrer Anwendung auf unsern Zeitinhalt hundert Einfälle eben dieses Denkers durchrutschen können. Ich kann sagen, der Wahrheitsbeweis des Herrn Ehrenstein für seine Plagiatsbeschuldigung ist ihm gelungen, und zwar so sehr, daß ich ihn wegen Beleidigung verklagen würde, wenn er mir ihn schuldig geblieben wäre. Hätte freilich ich statt seiner ihn zu erbringen gehabt, so wäre ich noch weiter gegangen und hätte dargetan, daß ich selbst dort, wo ich von Luther abwich, nicht aus mir geschöpft habe, sondern aus dem andern Übersetzer, so zum Beispiel auch, wenn ich die Könige mit der Babylonierin »buhlen« statt »huren« lasse, aber nicht wie der Schwachkopf vermutet, aus Bedenken der Prüderie, sondern wieder nur um meiner Deutung zu entsprechen. Ganz gewiß jedoch hätte ich nicht die Unsauberkeit begangen, bloß das verwendete Wortmaterial abzudrucken, statt der vollständigen Absätze, denen ich es entnommen habe. Wie? Herr Ehrenstein verhöhnt diese Methode, zu »verkürzen«, zu »konzentrieren«? Aber er muß doch aus der Erfahrung, die er mit meiner Kunst, ein vorhandenes Werk umzugestalten gemacht hat, wissen, was er vor dem Sprachstoff der Luther-Übersetzung vergessen haben will: welche Bibelwunder entstehen, wenn ein Wort, das erst zwei Zeilen später kommt, hinaufgerückt und was dazwischen liegt gestrichen wird, wobei noch Luther vor ihm den Vorteil voraus hat, daß die Heiligkeit seines Textes neben meiner Komposition der Welt erhalten bleibt, während Herr Ehrenstein die Vergewaltigung seiner sämtlichen Manuskripte durch mich dankbar ertragen hat. Freilich könnte er sagen, daß ich, der ihm die schöpferische Gnade meiner Redaktion selbstlos zuwandte — wie jedem, der sie mir durch ursprüngliche Begabung zu verdienen schien — dennoch seinem Werk nicht meinen, sondern bloß seinen Namen vorgesetzt habe. Aber ich kann ihm versichern,



Luther hätte sich's nicht gefallen lassen, sondern meine Namensfertigung der Originalität meiner Leistung angemessen befunden, und selbst die Aufklärung durch Herrn Ehrenstein hätte ihn nicht vermocht, in meiner Apokalypse die seine wiederzuerkennen, die doch auch bloß eine Nachschöpfung ist. Es ist wohl nur im Tollhaus des Literatentums möglich, daß der Jean Paul-Abschreiber, der sich damit rechtfertigen will, daß er der Abschreiberin sein Honorar ausbezahlt hat, mich in eben diesem Zusammenhang ein Hirn nennt, »das so tut, als verstände es nicht, daß die dichteste Gestaltung außerhalb ihres Gefüges wieder Rohmaterial wird und, sobald ein anderer Dichter sie empfängt, eine andere«. Das soll die Abschrift eines verschollenen Essays von Jean Paul rechtfertigen, aber keineswegs die Schöpfung eines Gedichts aus dem Vorstellungsbestand der Bibel! Herr Ehrenstein ist mir dahinter gekommen. Er war mir immer dahinter. Er kann mir dahinter bleiben! Nein, ich werde mit zwei Gefährten, einander wert in der Fähigkeit, die dichteste Wahrheit außerhalb ihres Gefüges als Lüge zu empfangen, kein liederliches Kleeblatt bilden. Doch was Ehrenstein angeht und sein Haßgetändel, so ist immerhin zuzugeben, daß er einmal ein Wahrwort gesprochen hat, welches da lautet: »Der Mensch ist Schleim, gespuckt auf eine Schiene«, und ich bin überzeugt, daß diese Spur von seinen Erdentagen nicht in Äonen untergehen wird!



Der Gott des Lachens

Der mir gelungene Wahrheitsbeweis des Herrn Ehrenstein für seine Plagiatsbeschuldigung läßt aus einem Hausiererbinkel, das von Ethos geballt ist, noch die Ankündigung eines weiteren »pädagogischen Versuchs« herauslugen, eines »witzigen Idylls«, das, wie wir erfahren, den Respekt meiner Anhänger vor mir »herabgemindert hätte«, dessen Veröffentlichung aber »vorläufig« unterblieben sei. Sie dürfte überflüssig sein, da, wie ich höre, Gottseidank ohnehin schon viele meiner Anhänger durch die Evidenz meines Plagiats aspenstig geworden sind, und für die übrigen von meinem weiteren publizistischen Verhalten abhängen, von dem ich aber beteuern kann, daß es seinerseits durchaus unabhängig ist, nämlich von Ankündigungen wie Erfüllungen, von der Rücksicht auf mein Nervenwohl oder meine Bequemlichkeit und selbst von der Möglichkeit, daß Herr Sonnenschein in einer Prager Räteregierung das Ressort Handel übernimmt und Herr Ehrenstein in Wien den Kultus, oder/sonst irgendeiner kosmischen Veränderung in der zeitgenössischen Literatur. Und wenn sich die Rebellion der Impotenzen, die sich am Satzbau austobt und darum naturnotwendig mit mir, an mir sich auseinandersetzen muß, zu einer solidarischen Kundgebung des Schleimes aller Literaturzentren gegen mich entschließen sollte und wenn die Wiener Buchhändler so klug wären, nicht nur den Beweis, daß ich die Bibel benützt habe, in ihre Schaufenster zu hängen, sondern sie ausschließlich mit allen Läusen in meinem Pelz statt mit diesem selbst zu schmücken, so werde ich — und dies ist die einzige Drohung, zu der ich mich entschließen könnte — höchstens zu dem Mittel greifen, das seit dem seligen Kerr das alttestamentarische Wunder der Ausrottung bewirkt hat: abzudrucken. Denn es ist ein Geheimnis der Vorbestimmung, daß eben die Literatur, die ehemals nur in meinem Druck gelebt, dann unter meinem Druck gelitten hat, wieder in meinen Druck eingehe, und es kommt der Tag, wo sich selbst die Kretins, die heute mit Buchhändlerzuschlag auch die Enthüllung kaufen, daß ich die Fackel herausgebe, betrogen fühlen werden, da es sich herausstellen wird, daß es wahr ist und daß sie sich eigentlich immer schon gedacht haben. Gäbe es Staatsanwälte, die den Literaturbetrug ernst nehmen, so wären die Schaufenster

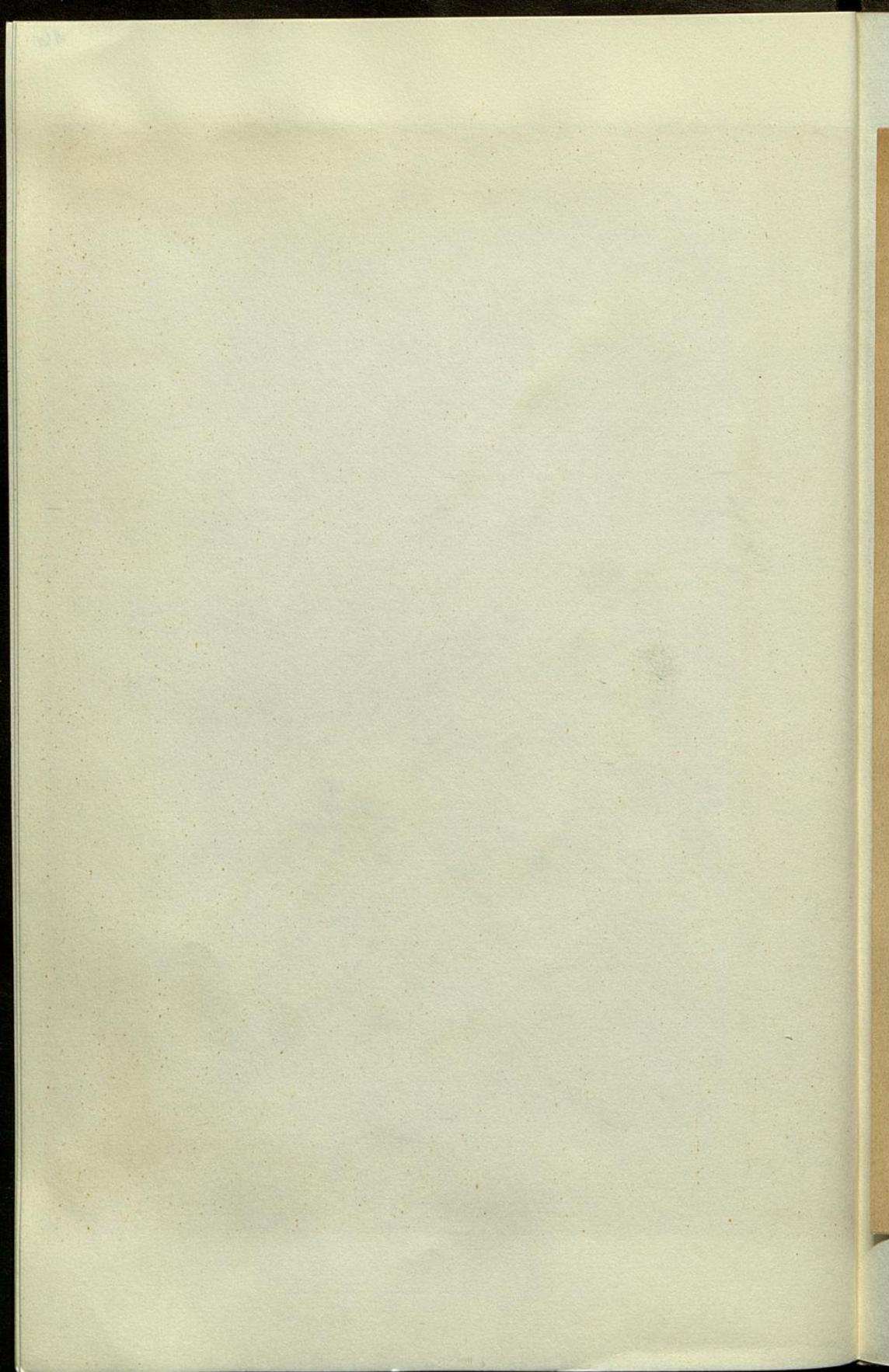
13

→ der
H Kopf

f d
/ von

H Kopf

/ ab



der modernen Buchhandlungen zur Halbscheit leer. Mindestens würden sie auf die Aufklärung des Widerspruchs dringen, warum dem geistigen Konsumenten, der doch in den meisten Fällen un/mündig ist, für einen schlecht geschriebenen Nachweis, daß ich die Offenbarung Johannis benützt habe, dreißig Kronen abgenommen werden sollen, aber für jenes Heft der Fackel, aus dem sie es selbst ersehen können und das in seinem dreimal stärkeren Umfang viel bessere Aufschlüsse über das Wesen des Plagiats enthält, nur zehn, und sie würden höchstens die fackelfreien Buchhandlungen, die dem Publikum die Erkenntnis, daß ich Sätze aus der Apokalypse entnommen habe, nicht direkt zugänglich machen können, straflos ausgehen lassen. Dagegen haben sie von Gesetzeswegen die Möglichkeit, in dem folgenden Fall einzuschreiten:

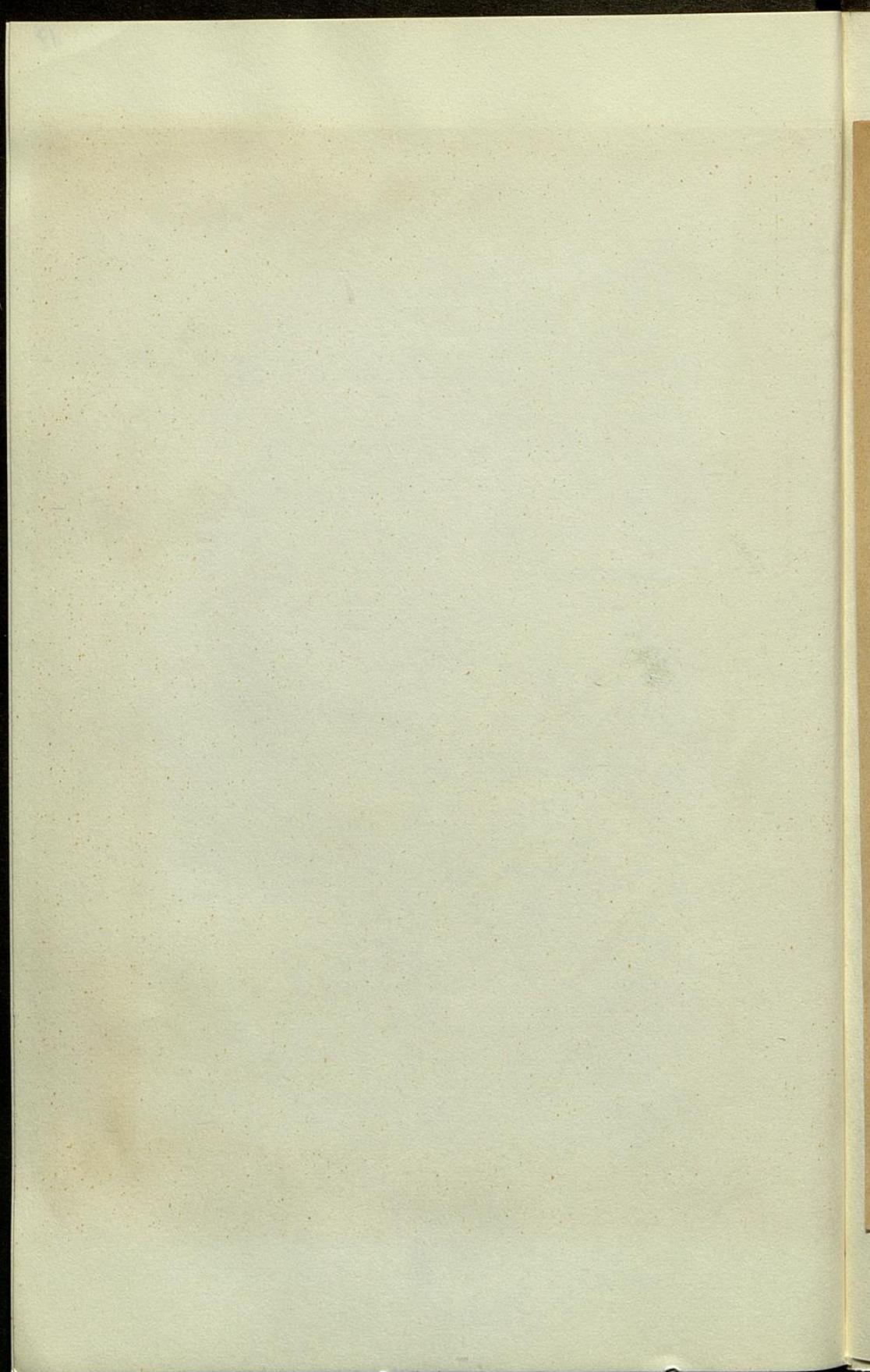
Schutz des Urheberrechtes § 53:

Wer in der Absicht, zu täuschen, ein fremdes Werk mit seinem eigenen Namen oder ein eigenes Werk mit dem Namen eines anderen versieht, um dasselbe in Verkehr zu setzen, oder wer wissentlich ein solches Werk in Verkehr setzt, macht sich, auch wenn kein Eingriff in ein Urheberrecht vorliegt, eines Vergehens schuldig, insofern nicht strengere Bestimmungen des Strafgesetzes eingreifen.

Die Strafe des Vergehens ist 100 fl. bis 2000 fl. an Geld oder Arrest von einem bis zu sechs Monaten.

Des Vergehens, ein eigenes Werk mit dem Namen eines anderen zu versehen, wäre ich — wenigstens nach meiner Auffassung von der schöpferischen Veränderung, die ein fremdes Manuskript durch meine Redaktion, ja schon durch den Druck der Fackel erlebt — hinreichend oft schuldig geworden, wenn mir auch noch die Absicht zu täuschen hätte nachgewiesen werden können. Daß das österreichische Urhebergesetz eben diesen wie insbesondere den umgekehrten Fall, daß einer ein fremdes Werk mit seinem eigenen Namen versieht, auch dort, wo kein Eingriff in ein Urheberrecht vorliegt, also der Autor schon länger als dreißig Jahre tot ist, vorgesehen hat und selbst gegen Autoren, die noch nicht dreißig Jahre leben, habe ich nicht gewußt, als ich den Aufsatz »Ein neuer Mann« schrieb, und somit dem Gesetzgeber Unrecht getan. Auch in einer andern tatsächlichen Bemerkung enthält der Aufsatz einen Irrtum, auf den ich durch das folgende Schreiben aufmerksam gemacht werde:





Wien, am 9. August 1920.

Sehr geehrter Herr!

Die gefertigte Direktion gestattet sich, Ihnen den wärmsten Dank dafür auszusprechen, daß Sie durch Ihren Aufsatz »Ein neuer Mann« im Juliheft der 'Fackel' auf das Plagiat aufmerksam gemacht haben, das Herr Georg Kulka in die Blätter des Burgtheaters einzuschmuggeln verstanden hat.)

In der Anlage finden Sie eine Abschrift der von der gefertigten Direktion gegen Georg Kulka erstatteten Strafanzeige.

Die gefertigte Direktion gestattet sich, Sie schließlich darauf aufmerksam zu machen, daß in Ihrem Aufsatz ein allerdings durchaus begreiflicher Irrtum enthalten ist. Auf Seite 65, Abschnitt 3, 2. Zeile, sprechen Sie von den »staatlich subventionierten Blättern des Burgtheaters«. Die gefertigte Direktion gestattet sich mitzuteilen, daß die Blätter des Burgtheaters nur für das erste im Selbstverlage herausgegebene Heft einen Zuschuß von Seite der Verwaltung des Hofärars erhalten haben, daß aber seit der Übernahme des Verlages durch die Firma Strache diese für die gesamten Kosten der Zeitschrift aufkommt. Die gefertigte Direktion würde es dankbar begrüßen, wenn Sie in einer Ihnen geeignet scheinenden Form die Leser der 'Fackel' von dem Inhalt dieses Schreibens in Kenntnis setzen wollten. Mit vorzüglicher Hochachtung

Die Direktion des Burgtheaters.

Noch die vollbrachte Tat zeigt zweierlei Antlitz. Ein andres dem Gerechten, der sich des Kulka erbarmt und mit mir eben dessen willen ins Gericht geht, wofür mir die Direktion des Burgtheaters dankt, um mit dem Kulka zu Gericht zu gehn. Ehrenstein, durch und durch erfüllt von der christlichen Mahnung, daß ich nicht richten möge, auf daß er nicht gerichtet werde, tadelt mich, weil ich »dem schwer geschädigten Georg Kulka« — er meint wohl: durch meine Veröffentlichung, nicht durch sein Jean Paul-Plagiat geschädigt — »keinerlei Möglichkeit einer Erklärung oder Aufhellung seiner Tat gegeben hatte«, einer Tat, die doch in der Verteidigung des Herrn Ehrenstein so unantastbar dasteht, daß man eigentlich nicht begreift, was es da noch zu erklären oder aufzuhellen gegeben hätte. Hingegen ist kaum begreiflich, wie ich die Aufhellung hätte herbeiführen sollen, da mir doch die Möglichkeit, einen Staatsbürger als Beschuldigten vorzuladen oder vorzuführen verschlossen ist und ich selbst durch eine schlichte Erkundigung bei Herrn Kulka, was sein Name unter einem Werk Jean Pauls bedeuten solle, eher den Anschein einer kriminalistischen Untersuchung erweckt hätte als durch die kulturkritische Darstellung

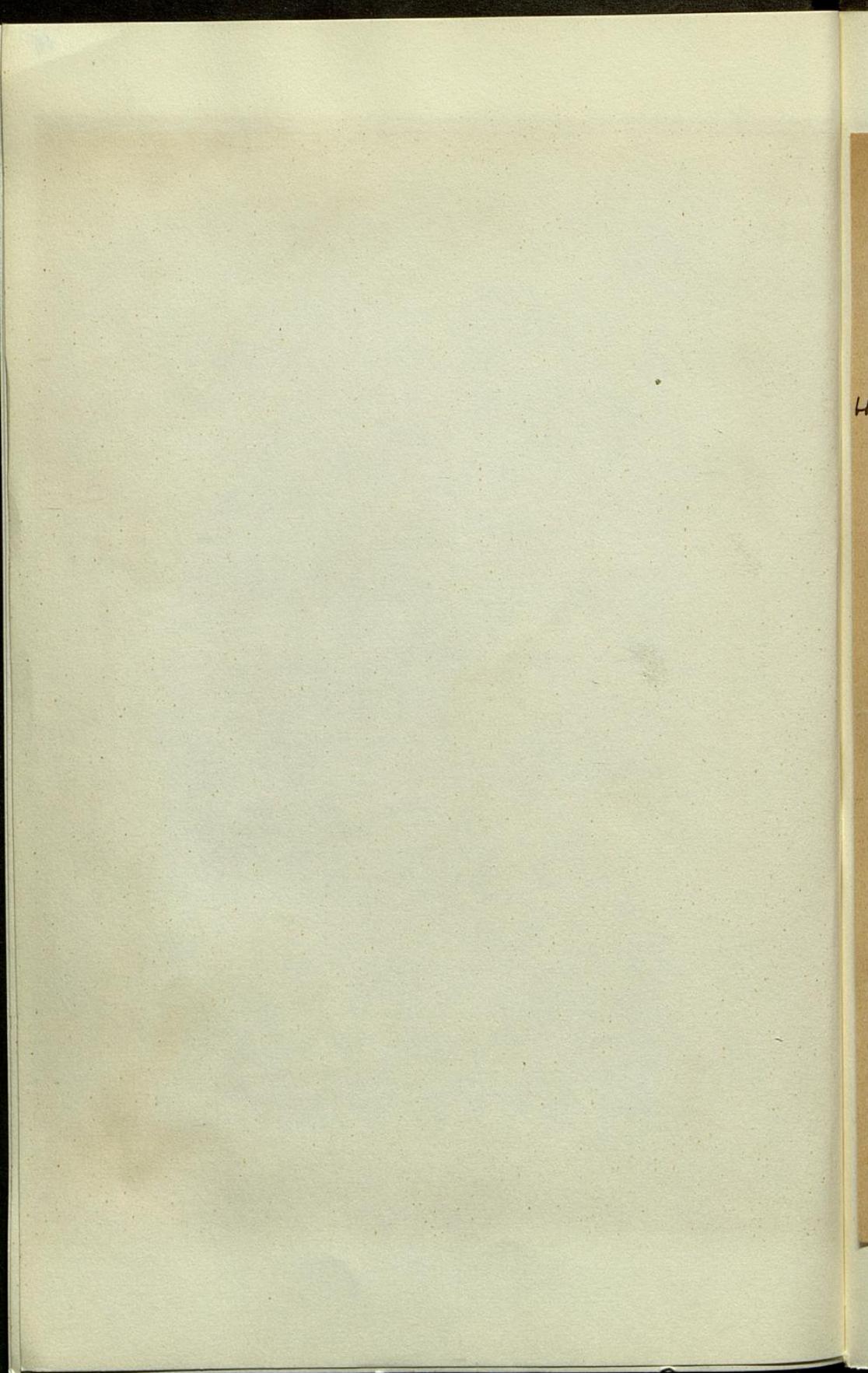
h

imm

+ 7. Aug.

+ 1. Sept.

+ 1. Okt. 1920
L. von +



des Falles, der doch, soweit das menschliche Auge einen Tatbestand zu überblicken vermag, nicht zu mißdeuten war. Mir blieb keine andere Untersuchung übrig, als die der Möglichkeit, daß der Plagiator in den zwei Monaten, die seit der Tat verlossen am Tatort oder wo anders sich zu der Sache gestellt hatte oder gestellt worden war, und nach dem negativen Ergebnis dieser Untersuchung kein weiterer Schritt zur Publikation. Eine vertrauliche Anfrage bei Herrn Kulka hätte vermutlich kein besseres Ergebnis gehabt als die Ermittlung der Argumente, die jetzt die Herren Ehrenstein und Kulka zur Verteidigung der Tat vorbringen und die, ohne sie selbst in einem andern Licht erscheinen zu lassen, den Verteidiger belasten und noch weit besser die Kritik eines verlotterten Literaturlebens gerechtfertigt hätten als der Fall selbst. Vollends die sittliche Erüstung des Herrn Ehrenstein, daß ich mich »keineswegs mit einem Zaunpfahl begnügte«, weist mit eben diesem auf den Tiefstand eines publizistischen Ethos, das mit der »vorläufigen« Polemik sein Auskommen findet, wie auch eines geistigen Niveaus, auf dem der Zaunpfahl wie folgt definiert wird: »Georg Kulka scheint Jean Paul bestohlen zu haben, er rechtfertige sich!« Als ob der Aufsatz, als ob selbst das Strafgericht eine strengere Forderung stellte!

Wie aber die Tat immer beurteilt werden möge, als mildernd muß in Betracht kommen, daß der »Reinertrag« der Verteidigung, der mindestens als Ertrag nachweisbar wäre, der »ersten Jean Paul-Ausgabe« zufließen soll, während ich, dem bekanntlich »Rosa Luxemburg eine Konjunktur ist«, schon durch den Umstand, daß ich so viele Literaturgeschäfte ermögliche, verdächtig bin, selbst eins zu haben. Warum neide ich's dann jenen? Warum will ich ihnen die Karriere verderben, die sie noch dadurch machen, daß ich sie ihnen verderbe? »Er gönne Ruhe den Unruhigen«, mahnt Ehrenstein, der seinen Nächsten liebt wie sich selbst, »und lasse feist werden an ihrem Platz die Schwämme, bis sie platzen«. Denn die Schwämme hätten am liebsten, daß man mit einem Schwamm drüber an ihnen vorbei zur Tagesordnung schritte, anstatt zu belagern, daß der Staat sich nicht darum schere, wenn die Kultur sich im Blätterwald den Tod holt. »Es ist ein Wunder, daß Georg Kulka noch lebt«, beteuert im Gegenteil Ehrenstein, den das Leiden der Kreatur ergreift und der angeekelt, empört war, als ich für mein eigenes Vergehen

H
H folgt

-1

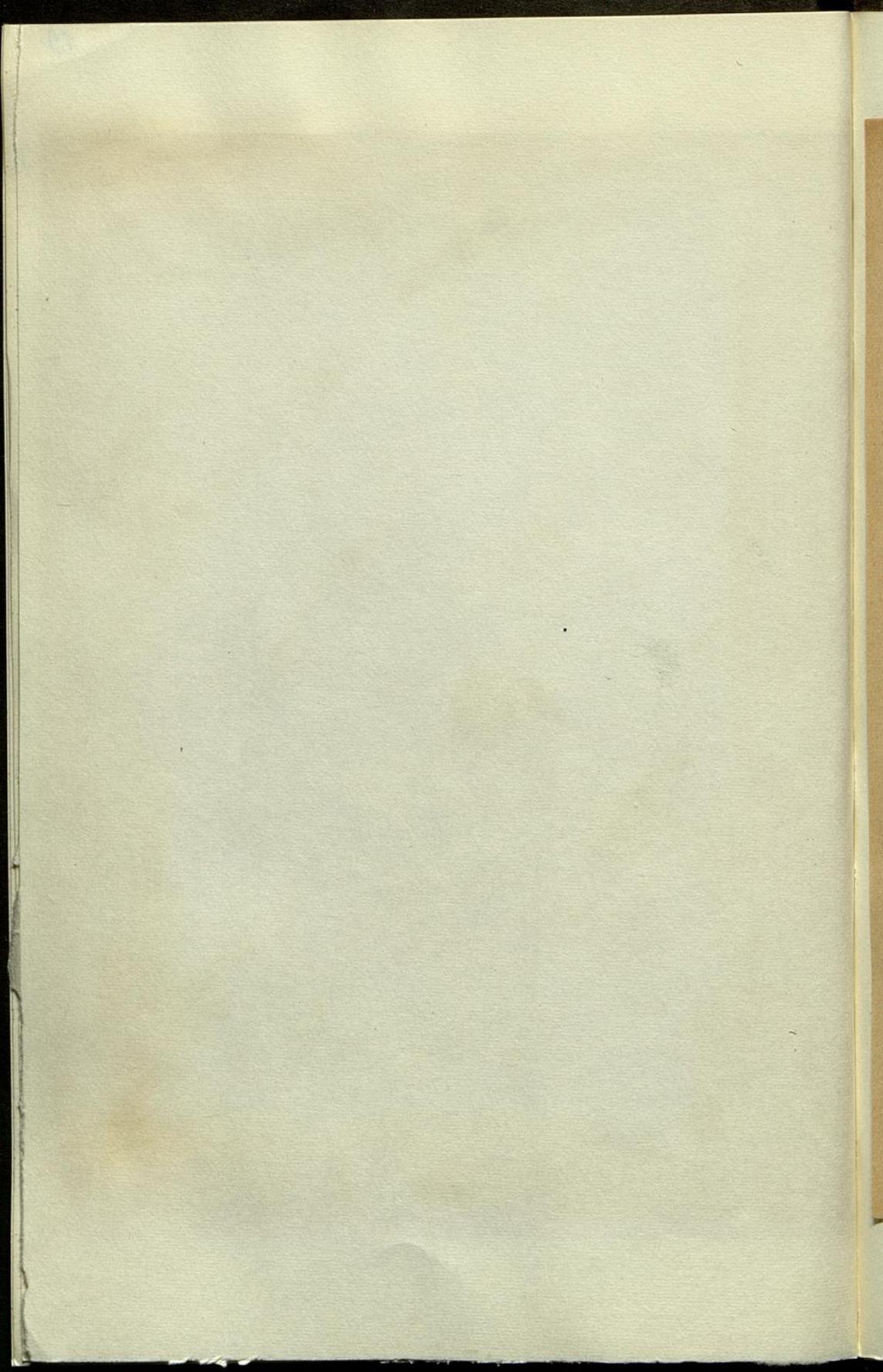
Treuer,
H ist die
+ unvoll
H d
+ die Zeit
+

L +

L. wenn man
mit all sein

//
H ist die Zeit

H



Handwritten notes at the top of the page, including a signature and some illegible text.

Georg Kulka kreuzigte«. ~~Aber~~ es wird kein Wunder sein, daß
 Georg Kulka noch schreibt, denn nichts ist unaustilgbarer als
 ein Name in einem modernen Literaturkatalog und nichts
 berechtigt heute mehr zum Faktor im Geistesleben als der
 Beweis, daß einer dort nichts zu suchen hat. Ehrenstein, der
 mir seinen Dank dafür, daß ich ihn selbst dort eingepflanzt
 habe, nicht nur dadurch abstaten will, daß er andern Begabungen
 zu helfen trachtet, sondern auch durch die Bereitschaft, mir
 »die Augen zu öffnen«, hat dies mit allzu rauher Hand besorgt.
 Denn abgesehen davon, daß ich selbst mit geschlossenen Augen
 mehr sehe als mir angenehm ist, kann ich ihm den Vorwurf
 nicht ersparen, daß er mir, ehe er mein Plagiat an der
 Offenbarung des Johannes enthüllte, keinerlei Möglichkeit einer
 Erklärung oder Aufhellung meiner Tat gegeben hat. Ja, er hat
 sich nicht einmal mit dem Zaunpfahl begnügt: Karl Kraus
 scheint Johannes bestohlen zu haben, er rechtfertigt sich!,
 sondern ist gleich in medias res gegangen. Es ist ein Wunder,
 daß ich noch lebe. Aber ich hab's wohl nicht anders verdient
 und es stünde mir schlecht an, ihn für das eigene Vergehen zu
 kreuzigen. Während sich aber alle Spieße gegen mich umdrehen
 lassen, macht die Schuldfrage im Falle Kulka allmählich einer
 Verdienstfrage im Falle Jean Paul Platz, und was Ehrenstein
 noch unbeantwortet ließ, gelangt durch die Verteidigung, die
 nunmehr Kulka selbst in die Hand nimmt, zu einer
 Entscheidung, nach der sich die Frage, wer der Anwärter auf
 den nächsten Schillerpreis ist, erübrigt. Was war mir nicht
 alles unbekannt, als ich so blind dem bloßen Augenschein
 traute! Der Gefährte des Herrn Ehrenstein, der mich mit
 Verwendung meines Wortes »Richter und Henker« nennt,
 weil ich seine Methode, Jean Paul in die Literatur zu bringen,
 unstatthaft fand, schildert die Kämpfe, die er um seinen Autor
 mit »Verlegern und Editoren, die er unvordringlich, doch unablässig
 ermahnte«, zu bestehen hatte, bis es ihm endlich gelang, »eine
 Abschrift aus den Paragraphen 32, 33 und 40 der ‚Vorschule
 der Ästhetik‘ in der Verbindung mit seinem Namen unter
 dem Titel ‚Der Gott des Lachens‘ durchzudrücken. Oder
 vielmehr, wie er es deutlicher sagt, »durch seinen höchst anony-
 nymen Autornamen ein Meisterwerk zur rechtmäßigen Wirkung
 zu bringen«. Oder, wie er in einer Berichtigung sagt: »Es ist

Handwritten note on the left margin: "M. B. Rosen" with a bracket pointing to the text.

+
+ H. J.

+ r. b. +

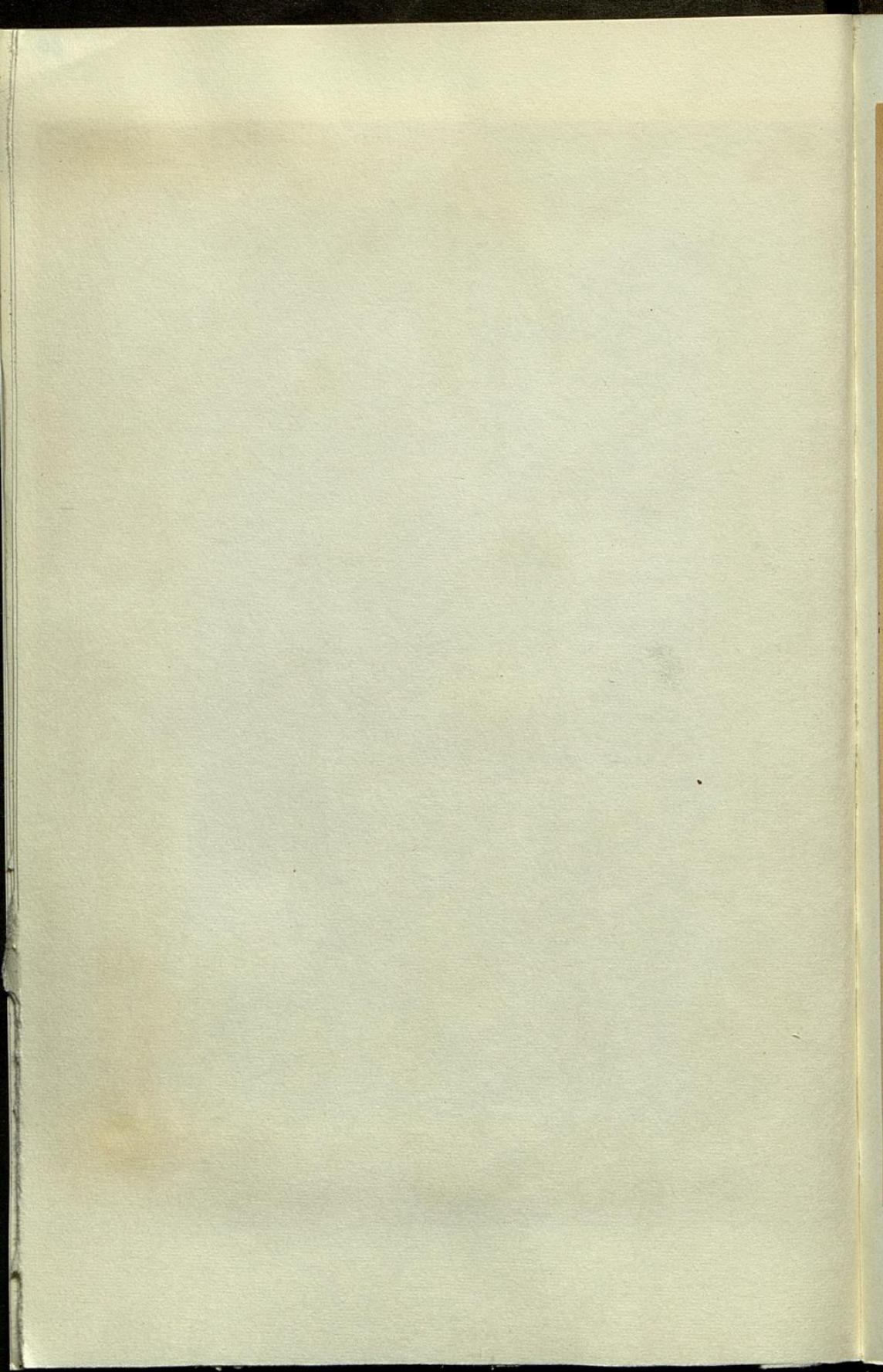
+ (m. J.)

+ + (m. J.)

+

+

Te
+ S



unwahr, daß Kulka das aus Jean Paul abgeschriebene Kapitel mit vollem Namen gezeichnet hat. Wahr ist vielmehr, daß der von Georg Kulka der Redaktion der 'Blätter des Burgtheaters' anonym vorgelegten Abschrift aus Jean Pauls »Vorschule der Ästhetik«, unter seine höchst anonymen Autornamen gestellt, es zu verdanken ist, daß Jean Pauls Gedanken über den Humor öffentlich und wirksam wurden. (Wobei es übrigens auch wahr ist, »daß die Öffentlichkeit, soweit sie von dem Tatbestand Kenntnis hat, die Partei Georg Kulkas ergriffen hat.«) Der Gott des Lachens hätte sein Vergnügen an dieser Version, denn er würde fragen, warum Herr Kulka, um Jean Paul zu helfen, nicht lieber ein Pseudonym für Kulka gewählt hat, wenn schon das für Richter die Aufnahme der Arbeit nicht sichern konnte. Item, Herr Kulka behauptet, daß ich ihn verleumdet habe, aber auch darin gelogen habe, daß er nicht »seit«, sondern »vor etlichen Jahren« der Verehrende, ich jedoch »der dankende« war. Selbstverständlich lege ich die Verehrung, die ich mindestens bis in den Herbst 1919 erstreckt hatte, dankend nieder. Er spricht heute von der »Tintenspur meiner Nadererhände« und ich will den Gott des Lachens nicht in Versuchung mit den Dokumenten bringen in denen sich mir die Tintenspur des Herrn Kulka offenbart hat, ehe ich seine Abschreiberhände zu fassen bekam. Er veröffentlicht eine Erklärung einiger Literaten und anderer Komödianten, die ihm seine Ehrlichkeit attestieren, aber nicht ~~er~~ ihr Mißverständnis eines Satzes von mir beweisen. Ferner erfahren wir, daß eine Abschreiberin das Honorar für die Abschrift empfangen hat; sie heißt Schreibstein. Dann erfolgt die Kundgebung eines Mannes, der behauptet die Lage zu kennen, die »Wordiarrhöe Krausens ridlkül« zu finden, und daß damit die Sache für ihn erledigt sei. Der Mann, der bei dieser Gelegenheit in die Literatur eintritt und dessen Name zum erstmalig genannt wird, hat sich ihn gemacht. Jedenfalls auch ein neuer Mann, von dem man vorläufig nicht mehr erfährt, als daß er, wie aus dem Datum hervorzugehen scheint, den Sommer in Unterach verbracht hat. Immerhin zeigt sich die Klaue, und man wird doch da sehn. Hierauf behauptet Kulka, der nun fein heraus ist, daß ich, »der nur die Unversehrtheit seines eigenen Besitzes respektiert wissen will«, in einer seiner Dichtungen »wie ein Horthybandit gehaust« habe, wobei ihm nicht einmal der Witz einfällt, daß es, da es

Hf

- 2

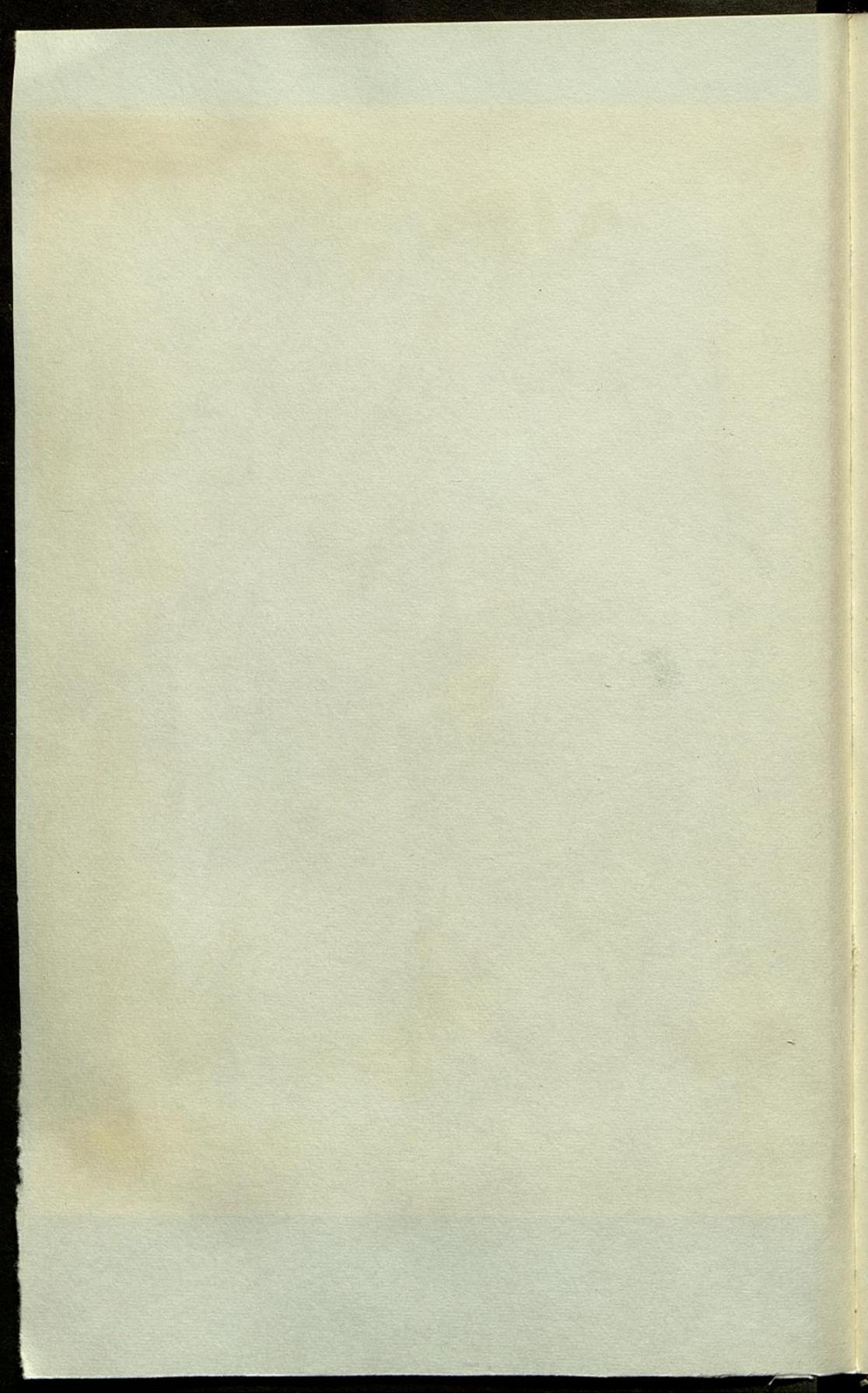
H in i Nigen
puch

N

H K alt
+

+ 10

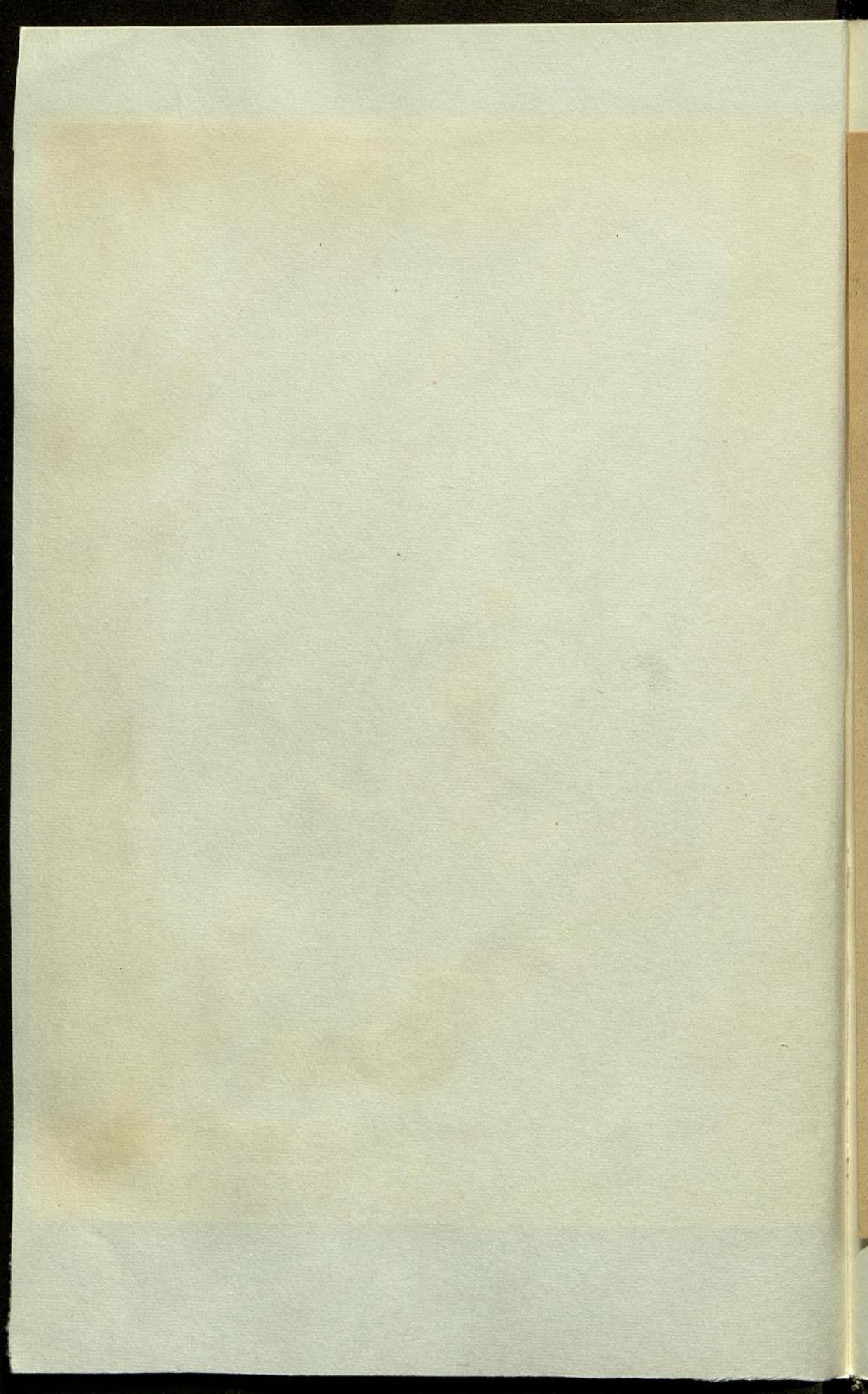
/ sich



sich um die Dichtung »Budapest, 1. Mai 1919« handelt, bloß eine tragische Konsequenz sei. Aber er tut mir Unrecht. Ich habe an die Korrektur seiner Zitate die erdenklichste Mühe gewendet und noch geschildert, was ich alles zu reparieren hatte, da der Setzer bloß an der Hand meines unleserlichen Manuskripts und ohne das Leitseil eines Sinnes ganz andere expressionistische Wendungen gesetzt hatte. Daß schließlich bei der allergrößten Sorgfalt »Formenverhülltes« statt »Formenerfülltes« stehen geblieben ist, wodurch der Grundgedanke zum Glück nicht gelitten hat, muß entschuldigt werden, und daß hinter dem Titel einer Dichtung ein Punkt steht, hat gewiß kein Leser bemerkt, der ja sogar darauf eingestellt war, ihn hinter einem Und zu lesen. Kulka findet freilich, daß mir, der »nie ein Gedicht, sondern im Gegenteil Worte in Versen geschrieben hat«, die Beziehung zum Wort mangle. So belehrt er mich, daß seine Bezeichnung Gottes als eines »wunden Zwergs« nichts mit Ehrenstein zu tun habe, der doch im Gegenteil Gott »wundverstümmelt . . . totengroß« daliegen läßt, und daß das Wort »steil«, dessen Verbindung mit allem, was von Natur nicht steil ist, ich den Literaturbuben verübelt habe, zwei Jahrhunderte alt sei. Sodann meint Kulka, er unterscheide sich von mir »durch die Genügsamkeit, keines Waschzettelangestellten zu bedürfen«. Was oder wen er damit meint, ist jedoch undurchsichtig wie ein Vers von ihm und nur so viel ist klar, daß dahinter irgend etwas maßlos Unanständiges verborgen sein muß, ganz in der Linie dieser Literaturjungen, die für alles eher verantwortlich gemacht werden können als für das, was von ihnen ist. Sollte seine Behauptung, daß er nicht »Lektor des Verlags Strache« sei, auf Wahrheit beruhen, so könnte die Strafanzeige des Burgtheaters, die ihn unter dieser Adresse anführt, die Ermittlung der richtigen erschweren. Sicher sagt er die Wahrheit, wenn er meine Berufung auf den Stil des »achtzehnten« Jahrhunderts durch die Feststellung korrigiert, daß das Werk Jean Pauls am 16. Juli 1804 beendet wurde und somit tatsächlich schon ins neunzehnte Jahrhundert gehört. Ebenso treffend — und dem Gott des Lachens ein Labsal — erscheint die Angabe, daß er durch ein im Plagiat sorgfältig angebrachtes Kryptogramm »den Namen des Schöpfers in die entlehnte Schöpfung wieder eingefügt« habe. Nämlich durch die »Erwähnungen J o h a n n (Nestroys) und P a u l (Baudischs) mit dem im Hinaus auf Strindbergs Advent verborgeneren Richter«.

H 2

H 2
21114 *



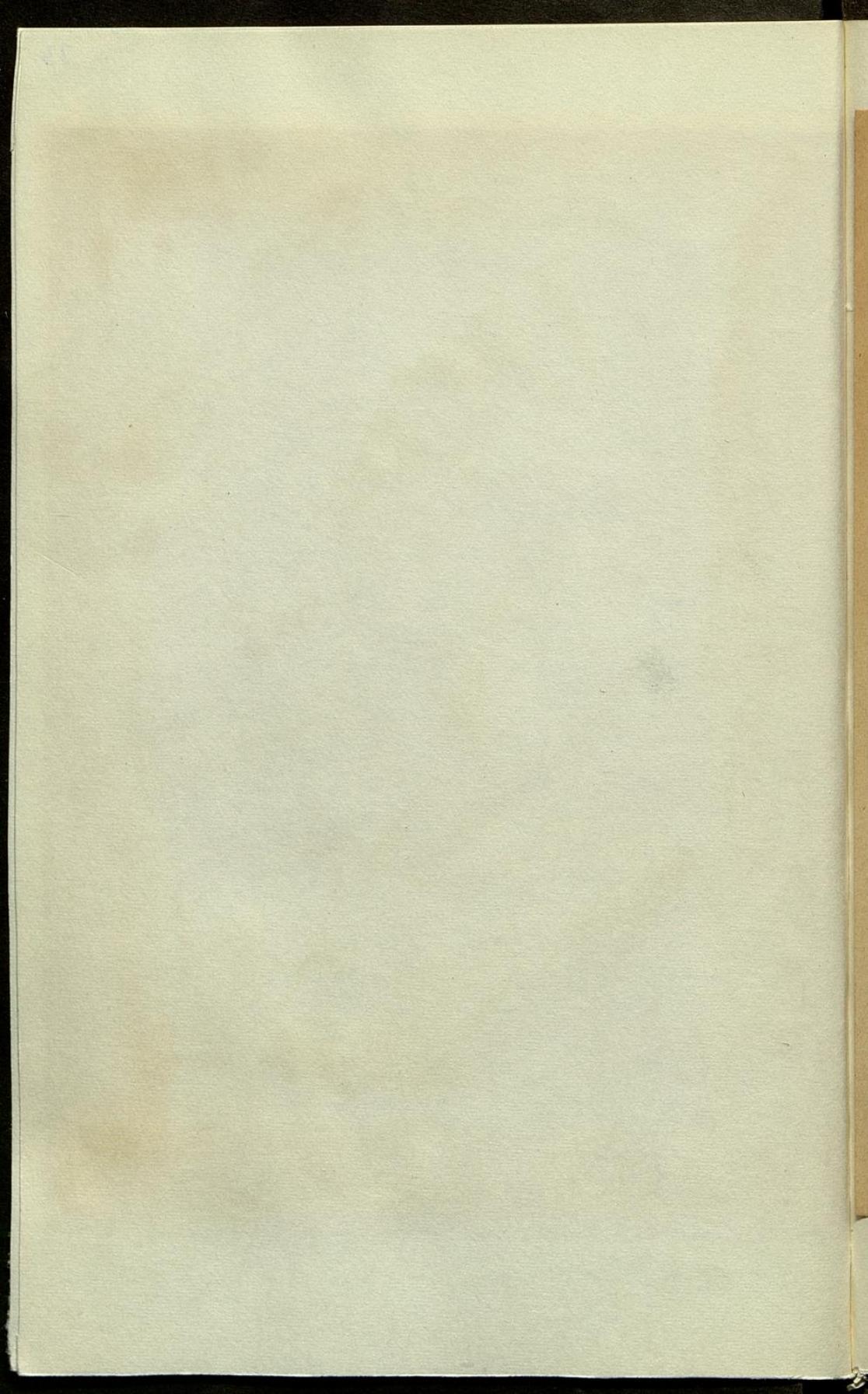
Der letztere ist tatsächlich verborgener als die andern und selbst ein Kenner von Strindbergs Advent dürfte erst durch Kulka auf die pikante Absicht aufmerksam geworden sein. Indes ist vielleicht Kulka selbst erst nachträglich darauf gekommen, was für ein feiner Streich ihm da gelungen ist, wobei nur bedauerlich bleibt, daß Jean Paul Friedrich Richter nicht Johann heißt oder vielmehr Nestroy nicht Jean und für den Friedrich sich überhaupt keine Analogie gefunden hat, so daß eigentlich nur die Reklame für den Paul resultiert. Leider war Kulka durch »eine Kette technischer Umstände« gezwungen, es bei diesem kryptogramatischen Bekenntnis bewenden zu lassen«, das freilich, um das Pech voll zu machen, der Natur der Sache entsprechend nicht so offen zu Tage liegt wie seine grammatischen Neckereien. Er wollte aber »ein offenes Eingeständnis törichter Leidenschaft samt einer tätigen Reue« — als die man sich doch nur die Unterlassung jeder literarischen Tätigkeit vorstellen könnte — dem elften Heft der ‚Blätter des Burgtheater‘ vorbehalten, an denen mitzuarbeiten ihm Herr Ehrenstein, ein Kenner besserer Gelegenheiten, so sehr verübelt. »Nun ists zu spät«; denn ich bin dazwischengetreten und wie jener behauptet, weil ich »vorzeitig«, durch Zwischenträgereien, von dem Plan Kulkas, etwas für Jean Paul zu tun, erfahren hatte. Unverständlich wie so vieles bleibt dabei der Vorsatz, tätige Rede zu üben für etwas, dessen man sich nicht zu schämen hat und was in einem Privat-Manifest gar als eine Tat der »Selbstverleugnung« gerühmt wird, während man freilich bisher geglaubt hat, daß es sich um einen Akt von Jean Paul-Verleugnung handelt. Er habe, erfahren wir nun, dabei »seine Namenlosigkeit aufs Spiel gesetzt«, während man freilich bisher geglaubt hat, sein Vergehen sei im Gegenteil darin begründet, daß er Jean Paul unter seinem vollen Namen veröffentlicht habe. Aber all dies wird nicht imstande sein, über meine Plagiate hinwegzutäuschen. Denn ich habe nicht bloß, wie Ehrenstein bewiesen hat, die Offenbarung Johannis benützt, sondern auch — und da ist mir Kulka dahinter gekommen — Rückert. Wieder ist der Nachweis evident — rechts und links, ganz in meiner Art, zu überblicken:

Karl Kraus:

Die Weisheit des Brahmanen
Man lebt nicht zweimal, und
wie groß ist deren Zahl, / Die leben
auf der Welt auch einmal nicht einmal.

Rückert:

Sprüche und Widersprüche
Man lebt nicht einmal
einmal.



Ein artiges Quiproquo, versteht sich. Aber es sitzt. Es kommt eben alles heraus. In mehr als zwanzig Jahren habe ich so etwa fünfhunderttausend Zeilen geschrieben, von denen man — bis auf die Apokalypse — bisher geglaubt hat, sie seien alle von mir. Muß es mir einfallen, damals als ich Sprüche und Widersprüche schrieb, die Weisheit des Brahman¹, die mir bis dahin unbekannt war, aufzuschlagen und zu schauen, ob ich mir nicht noch eine Zeile herausschinden kann. Zehn Jahre sind seither verflossen und ich hatte mich schon wirklich in Sicherheit gewiegt. Kulka sagt in seinem Manifest, ich hätte diese »verwandten Gedankengänge durch keine Demut je gesüht«. Das ist hart. Doch Kulka irrt. Der nächsten Auflage wollte ich ein offenes Geständnis törichter Leidenschaft samt einer tätigen Reue vorbehalten. Nun ist zu spät. Vergebens wäre selbst mein Bemühen, der literarischen Welt zu beweisen, daß meine fünf Worte besser und überhaupt etwas anderes sind als die zwei schlechten Verse Rückerts. Mir bliebe höchstens die Ausrede, daß ich gezwungen war, durch meinen höchst anonymen Autornamen ein Meisterwerk zur rechtmäßigen Wirkung zu bringen, weil ich durch Jahre, Verlage und Editoren unvordringlich, doch unablässig ermahmend, einen Kampf für Rückert geführt habe. Und doch könnte ich schwerlich beweisen, daß ich meinen Rückert so in der Westentasche habe wie Kulka seinen Jean Paul. Er hat, um mich vollends zu schlagen, eine Beziehung Jean Pauls zu einem »Regierungsrat Kraus« entdeckt, der »für den Nachdruck geschrieben hatte« und mit dem trotzdem Jean Paul »niemals wieder etwas zu tun haben wollte«. Die Analogie mit mir ist also auffallend. Ich könnte nichts ähnliches im Rückert finden. Dagegen schwöre ich beim Gott des Lachens, daß dieser bei Jean Paul selbst vorkommt und zwar — ein Jean Paul-Forscher wird es bestätigen — in § 26 der ihm speziell bekannten »Vorschule der Ästhetik«, nur wenige Seiten vor dem § 32, unter »Definitionen der Lächerlichen«:

Die alte Definition von Aristoteles . . . steht wenigstens auf der Bahn des Ziels, wiewohl nicht am Ziele, nämlich diese, daß das Lächerliche aus einer unschädlichen Ungereimtheit entstehe. Aber weder die unschädliche der Tiere noch die der Wahnsinnigen ist komisch, noch die größten ganzer Völker sind's, z. B. die der Kamtschadalen, welche ihren Gott Kulka seinen eigenen gefrorenen Unrat für eine Schönheitsgöttin der Liebe vor dessen Auftauen halten lassen.

len

|ä

|s

Notizen

1/1601
 In Nr. 521—530 und Nr. 544/545 wurde über die Angelegenheit des unbefugten Nachdrucks aus der Fackel berichtet, den sich das Blatt 'The Word' im Haag, angestiftet von der Berliner 'Deutschen Montagszeitung', und über den Raub, den sich diese erlaubt hatte. Die pazifistische holländische Zeitung — Krieg ist Krieg, doch Blatt ist Blatt — hat auf das Ersuchen vom 16. November 1919, zehn holländische Gulden den deutschösterreichischen Kriegsbeschädigten zuzuwenden, die Quelle des Nachdrucks nachzutragen und den störendsten Druckfehler zu korrigieren, nicht geantwortet, und ein juristischer Zwang zur Erfüllung dieser begreiflichen Wünsche war untunlich. Auch das Berliner Blatt hat auf das Schreiben vom 12. Februar 1920 nicht reagiert, in diesem Falle war aber sowohl die Strafanzeige wie die Zivilklage möglich. Der Stand der Angelegenheit ist nun der folgende:

Berlin, den 14. Mai 1920.

Auf Vorladung erscheint Curt Emil Pabst und gibt, mit dem Gegenstande seiner Vernehmung bekannt gemacht und zur Wahrheit ermahnt, zu Protokoll:

Ich bestreite, mich strafbar gemacht zu haben. Vor dem Nachdruck des Artikels habe ich den p. Kraus in einem Briefe um die Nachdruckerlaubnis gebeten und ihm geschrieben, daß ich mit seiner Erlaubnis rechne, wenn kein ablehnender Bescheid von ihm eingehe. Da von ihm keine Antwort kam, mußte ich sein Einverständnis voraussetzen.

Er verlangte später Nachdruckshonorar, das ich bei dem Verlag der Montags-Zeitung angewiesen habe. Sollte der Betrag noch nicht abgeschickt worden sein, so werde ich die sofortige Absendung veranlassen.

v. g. u.

gez. Curt Pabst gen. Weisse

g. w. v.

beglaubigt gez. Standke, Krim.

Wachtmeister 3573 — Halleschestr. 22

gez. Unterschrift

Sekretär

Wien, 22. Juni 1920.

Ich habe niemals ein Schreiben des Beklagten erhalten, worin er um die Nachdruckerlaubnis bittet und mittelt, daß er mit dieser Erlaubnis rechne, wenn kein ablehnender Bescheid von mir eingeht.

Gesch. No. 72. C. 260. 20
3

In Sachen des Schriftstellers Karl Kraus in Wien, Hinterer
Zollamtstraße 3

Klägers

gegen den Schriftsteller Kurt Papst Weisse in Berlin, Königgrätzer-
straße 40/41

Beklagten

hat das Amtsgericht Berlin-Mitte, Abtlg. 73 durch den Amtsgerichtsrat
Wunderlich für Recht erkannt:

Der Beklagte wird verurteilt, an den Kläger Mk. 200.— (zwei-
hundert Mark) nebst 4% Zinsen seit 15. Dezember 1919 zu zahlen.

Die Kosten des Rechtsstreits werden dem Beklagten auferlegt.
Dieses Urteil ist vorläufig vollstreckbar.

gez. Wunderlich

Vorstehende Ausfertigung wird dem Kläger zum Zwecke der
Zwangsvollstreckung erteilt.

Berlin, den 24. Juni 1920.

gez. Unterschrift
Gerichtsschreiber des Amtsgerichts.

ok
/i

12

Da an den Berliner Rechtsanwalt 100 Mark bezahlt
wurden, ist dem Zentralverband der deutschösterreichischen
Kriegsbeschädigten der Betrag von 428.47 Kronen überwiesen
worden.

} durch...

Die im »Verlag der Schriften« erschienenen Ausge-
wählten Gedichte enthalten:

- Vallorbe / Aus jungen Tagen / Vor einem Springbrunnen /
- Zwei Läufer / Verwandlung / Wiese im Park / Abschied und Wieder-
kehr / Grabschrift / Zwei Soldatenlieder / Vision des Erblindeten /
- Der Bauer, der Hund und der Soldat / Gebet / Wiedersehn mit
Schmetterlingen / Flieder / Zuflucht / Abenteuer der Arbeit / Fahrt
ins Fextal / Als Bobby starb / »Alle Vögel sind schon da« / Jugend /
- An einen alten Lehrer / Sonnenthal / Vor dem Einschlafen / Der Rat-
geber / Bekenntnis / Der Reim / Der Irrgarten / Memoiren / Sehnsucht /
- Auferstehung / Verlöbniß / Phantasie an eine Entrückte / Wollust /
- An eine Falte / Halbschlaf / Suchen und Finden / Furcht / Ich habe
einen Blick gesehn / Grabschrift für ein Hündchen / An den Schnitt-
lauch / Mit der Uhr in der Hand / Absage / Der sterbende Soldat /
- Die Raben / Die weiblichen Hilfskräfte / Gebet an die Sonne von
Gibeon / Landschaft / Der tote Wald / Zum ewigen Frieden / Es

H.S

1/16

werde Licht / Der Siebenschläfer / Die Schwärmer / Rückkehr in die Zeit / Traum vom Fliegen / Slowenischer Leierkasten / Vor dem Schlaf / Bange Stunde / Leben ohne Eitelkeit / Magie / Traum / Der sterbende Mensch / Unter dem Wasserfall.

H 2

In Nr. 508—513, in der Rede am Grabe Peter Altenbergs S. 9, Z. 3/ ist statt »jenen«: *jenem* und (leider auch im Sonderdruck) S. 10, Z. 3 v. u. statt »daß«: *das* zu lesen.

10 +

In Nr. 514—518, S. 23, Z. 4 u. 5, v. u. statt »Bühne des des Deutschen«: *Bühne des Deutschen*; S. 26, Z. 12 v. u. statt »Feldherrn«: *Feldherren*.

B +

In Nr. 521—530, S. 57, Z. 15 v. u. statt »jenen«: *jene*.

In Nr. 531—543, S. 44, Z. 7/ statt »Januar«: *Februar*; S. 54, Z. 3 v. u. statt »christlichsozialen«: *christlichsozialen*.

1/2

In Nr. 546—550, S. 23, Z. 12, statt »abgetackelt«: *abgetahelt*; S. 36, Z. 13 v. u. statt »ihm«: *ihnen*; S. 52, Z. 20/ ist die Reihenfolge der Worte »Abwärtsdrängen« P »Aufwärtsdrängen« P umzukehren.

L 2

C 7

In Nr. 551, S. 10/ ist anstatt ,wirklich, mit' zu lesen: *wirklich mit* (ohne das Komma).

P 1, 3. 7. n. 2. +

H 1

~~Ebende~~ (S. 15/ vorletzte Verszeile anstatt ,versündigt,': *versündigt* (ohne das Komma).

L, m, d, L, an +

Mittlerer Konzerthausaal, 3. Oktober 1920, halb 7 Uhr:

7 4

I. Vorbemerkung / Die letzten Tage der Menschheit: Szenen aus der Buchausgabe [Manuskript]: Der Optimist und der Nörgler (Prognosen) / Am Ballplatz / Wagenknecht, Sedlatschek und Hans Müller [neu bearbeitet; Nebenfiguren: Ein Fiaker, Eine Prostituierte, Mendel Singer, Sieghart, Ein Mann, der sich bückt, um einen Zigarrenstummel aufzuheben] / Eine unter das Kriegsdienstleistungsgesetz gestellte Fabrik / Kastelruth / Der Optimist und der Nörgler (Man darf nicht generalisieren) / Winter in den Karpathen. — Brief von Rosa Luxemburg [mit Vorbemerkung]. — Baracke in Sibirien (Szene). — Heimkehr und Vollendung.

II. Dichterschule. — Die Gefährten [Manuskript] — Apokalypse. — Während der Somme-Schlacht (Szene). — Inschriften: Prestige. Der Funktionär. Umsturz. Zusammenhänge. Franz Joseph. Der Letzte. Wohnungswechsel. — Der Optimist und der Nörgler (Feldpostbriefe).

1/3

Ein Teil des Ertrags dieser Vorlesung für verschiedene Wohlfahrtszwecke.

Auf dem Programm:

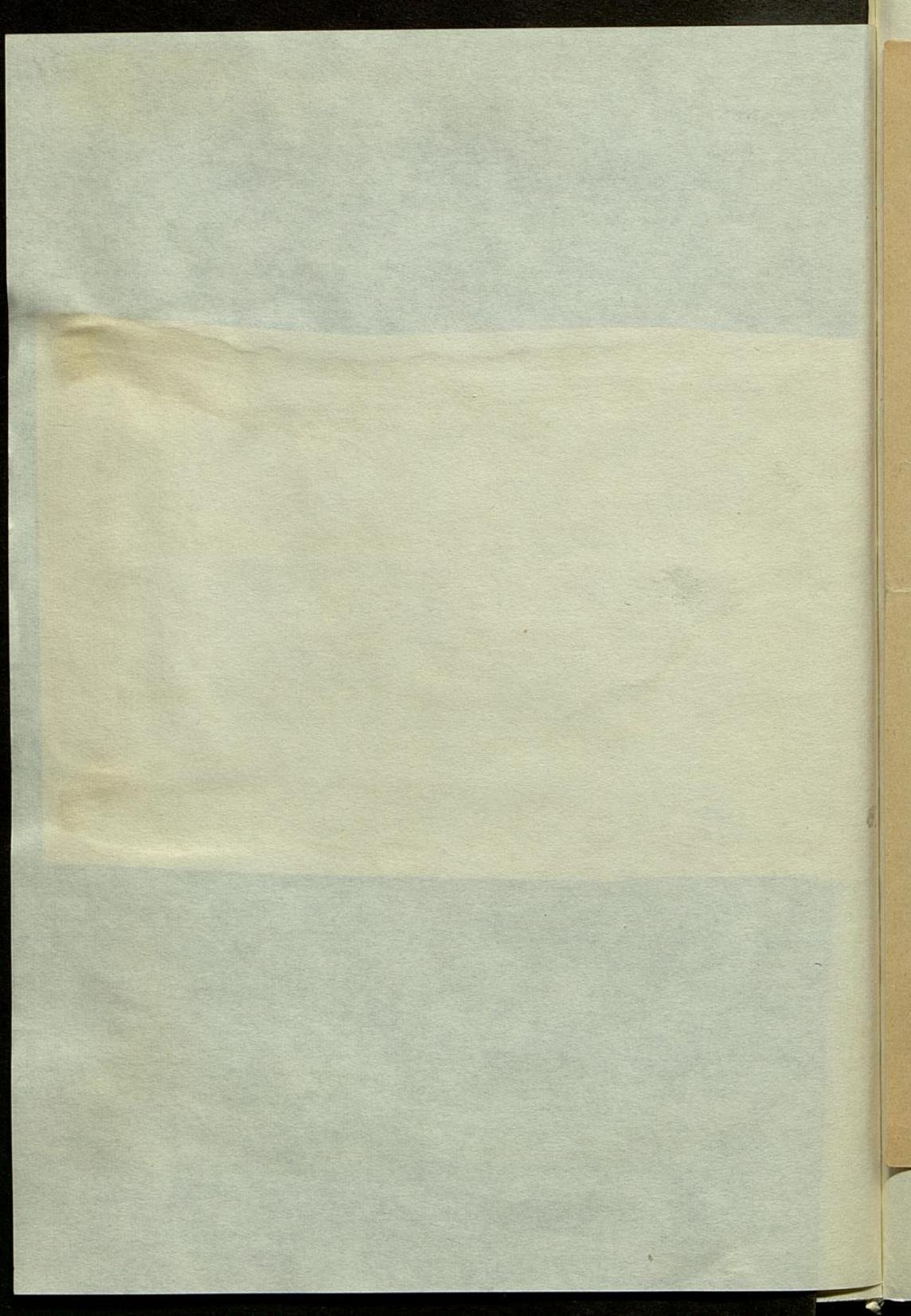
Wer zu der heutigen Vorlesung zu spät kommt und dadurch die Anwesenden stört, liest auch diese Anmerkung

Vorbemerkung:

Die Buchausgabe der »Letzten Tage der Menschheit«, vielfach verändert und vermehrt, habe ich in diesem Sommer vollendet, sie befindet sich im Druck und wird vor dem neuen Jahr erscheinen, wenn nicht inzwischen ihr Inhalt seine Fortsetzung in unser Leben findet, ihr Blut sich nicht auf die Gasse ergießt und sich nicht bis dahin Ereignisse zutragen, die abzuwenden oder herbeizuführen der Wahl jedes Menschen in Wien anheimgestellt ist. Gebe Gott, daß die Dummheit der Wiener Zeitungleser nicht an die Ehrlosigkeit der Wiener Zeitungen heranreicht und der dumme Kerl von Wien, der nichts gelernt, aber alles vergessen hat, doch nicht in den meisten Wiener Häusern wohnt und uns dem Schicksal ausliefert, in unserem entkräfteten Zustand uns wieder die Gut- und Blutegel ansetzen zu lassen! Lieber in der Republik verhungern, als in einem Kaiserreich das gleiche tun! Denn ich bin zwar überzeugt, daß die Geistigkeit der Leser der Reichspost der Verlockung durch eine Restauration der Habsburger nicht so sehr wegen der Habsburger als wegen der Restauration erliegen würde. Aber es wird eine Täuschung sein!

/ a
=

* * *



Vorbemerkung zu »Czernin«:

Ich würde mich schämen, wenn ich auch nur vor einem Menschen in diesem Saal gesprochen hätte, dessen Verstand und Charakter ihn nicht davor bewahren würde, zum Wähler des Grafen Czernin herabzusinken, eines Menschen, der die Stirn hat, anstatt vor einen internationalen Gerichtshof vor den Wiener Mittelstand zu treten. Doch aus Besorgnis, daß die nächste Wahlurne die Aschenurne der Republik sein könnte, will ich es nicht unterlassen vorzulesen, was ich im »Nachruf«, Januar 1919, geschrieben habe, als jener Czernin ~~im ...~~

Jan

*

Wien,
(Gartenstraße)
ed. von ...
probiert,
probiert ...

II. Czernin (aus dem »Nachruf«, mit Vorbemerkung). —
 Während der Somme-Schlacht / ~~Der Optimist und der Nörgler (Was~~
~~suchen wir in Albanien)~~ / Erzherzog Friedrich. — Inschriften:
 Zusammenhänge. Franz Joseph. Der Letzte. Mord in Ungarn. —
 Druckfehler in einer Verlustanzeige der ungarischen Regierung
 [Manuskript]. — Gespräch mit dem Monarchisten. — Inschriften:
 Umsturz. Militarismus. Wohnungswechsel. ~~Nibelungentreue~~. ~~Der~~
~~Optimist und der Nörgler (Feldpostbriefe)~~ — Schluß des »Nachrufs«
 (mit Vorbemerkung*).

H 3
+ 2
H 4
+ 5

Ein Teil des Ertrags dieser Vorlesung für das »Haus des Kindes«.

* 7

Vorbemerkung zu »Czernin«:

Ich würde mich schämen, wenn ich auch nur vor einem
 Menschen in diesem Saal gesprochen hätte, dessen Verstand und
 Charakter ihn nicht davor bewahren würde, zum Wähler des
 Grafen Czernin herabzusinken, eines Menschen, der die Stirn hat,
 anstatt vor einen internationalen Gerichtshof vor den Wiener
 Mittelstand zu treten. Doch aus Besorgnis, daß die nächste
 Wahlurne die Aschurne der Republik sein könnte, will ich es
 nicht unterlassen/vorzulesen, was ich im »Nachruf«, Januar 1919,
 geschrieben habe, als jener Czernin ~~einen ersten Anlauf nahm~~

+ Rhein
+ (wie r. 11)

Tau

! Rhein!

tt ab dem Moment mit dem
Wirtschaftsminister verbunden wurde.

[Druckfehler in einer Verlustanzeige der
 ungarischen Regierung.] Unter den Dokumenten, die
 jetzt aus der ungarischen Gesandtschaft vor die Öffentlichkeit
 gelangen, soll auch eine Verlustanzeige enthalten sein, deren
 Text leider durch einen sinnstörenden Druckfehler entstellt ist
 und die infolgedessen lautet: »Die Reichspost hat kürzlich
 behauptet, daß der Betrag von einer Million Kronen, der ihr
 von der ungarischen Regierung zugedacht war, auf dem Weg
 von Ungarn nach Wien verloren gegangen sein müsse. Der
 ehrliche Funder wird gebeten, den Betrag im Gesandtschafts-
 gebäude Wien, I. Bankgasse abzugeben.«

*) Siehe Nr. 546—550, S. 25.

Yorkian m. d. H.

mit ihr hervor. So fern sie sich dem von Gegenheit, absolute
 Dichtung, aus einer Totalität auswich, ein ungeheures Gebilde
 von Negation, der schillernden Anfangsbildung die Vision einer moder-
 nen Apokalypse. Die unbefriedigten Wirklichkeiten, Über- und Unter-
 schätzungen haben gleichwohl ihre eigene Logik und ganze Wahrheit.
 Nur spielt sich diese poetische Tätigkeit und Schöpfbarkeit in einer
 Sphäre gelingender Unbefriedigung ab, ganz in demselben unfaßbaren Reich
 der Phantasie, wo die schmutzigen Tretsteine und Verdrängungen die schönen
 Gestalten und Eingebungen der Dichtung schon zu Hause sind und
 gelten gelassen worden. In einer aus dem Wirklichen kühn ins Un-
 scheinliche erhabenen Existenz. Wer sich in dieser Welt des Gleichnis
 haben einen, sondern, drücken kann, wird die klare, scharfe Luft
 solcher Szenen leichter genießen.

So ihrer künstlerischen Entschiedenheit und ästhetischen Willen hat
 diese dionysische Widersprüchlichkeit gewißwohl eine heilbringende
 Beziehung zur Realität. Ihre Überdankensrichtungen zerstreuen nach wirkliche
 Gebilde, ihre tatsächlichen Werten aber legen sich auf die Tatsachen,
 das Weiter. In die Höhen steigt die Krone der Niederungen. Ein
 gewisses geistliches, dionysisches Wollen ist schwebend in den Motiven,
 die Gewissen einer letzten Harmonie von Sein und Dasein, die ihre
 Göttlichkeit der Zerfall und Unsein, der letzten Stunde ist die
 Wesenlichkeit des Wortes, ist die höchste Notwendigkeit des Wä-
 spruchs. Wie im Einzelnen Wäcker scheint, wird im Ganzen Gesetz,
 und die Probleme dieser dionysischen Mysterien, sein ästhetisch, denn
 Inhalt einer Linie, der Kunst des Zeitgenossen. Jede Zeile enthält
 eine Tonschwärzung, ein gewisses, Verleben in ihre Zusammenfassung,
 die wirklichen Gesetzmäßigkeiten der Zeit. Und die ist nach kein einzelnes,
 mehr unvollständig. An dem höchsten Fall steht der Schiller die große
 Schönheit, sein Widerstand, erfüllt der Staat im Charn. In einem
 höheren und niedrigeren Motive typisch, erfüllt werden an geschicht-
 liche Arbeit die Folgen, ständiger Unvollständigkeit, die dervollbrechenden
 Erkenntnisfähigkeit der Gesellschaft in einer Welt widerstehenden Masse,
 die Realität, unsere Menschheit, unsere die Maschinen, an
 welche der Fortschritt verfahren, verbindet, ein Individuum durch die
 mechanische Ordnung, gewährt die unvollständige Dummheit und den
 menschlichen Dingen, menschlichen, gekannt, welche alle klaren Raum und
 Zeit überwinden, lassen. Mit Fortschritt, die Wirklichkeit ein
 Gesetz, dionysischer, Gesichts, mit einem Fortschritt, der Worte,
 gerichtet, der Ausdruck unserer Zeitlichkeit.

Die dionysische Vision dieser Jahre bringt mit den über-
 wunden, aber nicht Erde. Sie ist von der letzten Wahrheit eines
 dionysischen Bewusstseins, eine Bildung durch die Welt, die Zerstörung
 eines Schöpfers, denn sich der Welt, die Zerstörung einer Zeit.

Berlin, im März 1894. Herausgegeben von Karl Kraus
 Druck von Julius S. Siegel, Wien, III. Rasthofgasse 2.